

60. JAHRGANG
• OKTOBER 1933

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von
RUDOLF PECHEL
gemeinsam mit
PAUL FECHTER

DEUTSCHE RUNDSCHAU G. M. B. H. / BERLIN
EINZELHEFT M. 1.— PRO QUARTAL M. 2.75

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

PAUL FECHTER	Vom Wilhelm Meister zur SA.	1
EUGEN DIESEL	Völker im Fieber	8
FRIEDRICH BURGDÖRFER	Von 170 zu 500 Millionen Europäern. — Dynamik der europäischen Bevölkerungsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert	12
R. P.	Die farbige Weltrevolution	18
HANNS PREHN-DEWITZ	Japans Dumping auf den Weltmärkten	23
JOSEF MARTIN BAUER	Kain. Erzählung	27
MARIO PUGLISI	Katholizismus und Protestantismus in Italien	37
BRUNO E. WERNER	Wir brauchen jeden Mann!	41
KARL BALLMER	Studien-Säle in Museen der bildenden Kunst	44
OTTO BASCHIN †	Bekämpfung von Erdbeben	47
RUDOLF ZESCH	Gustav Nachtigal in Tunis. I.	52
D. R.	Gustav Frenssen. Zum 70. Geburtstag, 19. Oktober	57
LITERARISCHE RUNDSCHAU		
WERNER BERGENGRUEN	Von B bis W	59
WILHELM KOHLHAAS	Deutsche Subsidienverträge	62
H. K.	„Zurück zum Agrarstaat?“	64
WOLFGANG GOETZ	Von Scharnhorst zu Schlieffen	64
FRANZ DÜLBERG	Die Kunst der Alexandrinerzeit	65
MANNA COPONY	Das Antlitz von Venedig	66
D. R.	Literatur und Leben	67
KARL HAUSHOFER	Griechische Geschichte	71
K. BRILL	Elsaß-Lothringen, der Rhein und das Reich	72
POLITISCHE RUNDSCHAU		73
VOR DEM SCHNELLRICHTER		75

Diesem Heft liegt der Prospekt des 60. Jahrgangs bei; wir bitten, ihn an geistig interessierte Freunde weiterzugeben und uns Adressen von solchen Persönlichkeiten zu nennen, die gern die „Deutsche Rundschau“ lesen würden. Wir senden allen Genannten kostenlos und unverbindlich ein Probeheft mit dem Prospekt

DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 von Julius Rodenberg gegründet, erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis pro Heft 1.— Mark • vierteljährlich 2.75 Mark
halbjährlich 5.25 Mark • Jahresbezug 10.— Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag. Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung, Berlin SW 68, Ritterstraße 51, erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen.

Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft, Depositenkasse J 2, Berlin SW 19, Jerusalemmer Straße 65-66 / Postscheck-Konten: Berlin NW 7 Nr. 595 01 und Leipzig Nr. 4531 / Fernsprecher: Amt Dönhoff A 7 Nr. 7450 und 8056

1127-7

Paul Fächter

Vom Wilhelm Meister zur SA.

I.

Die deutsche Bildung, ihre Idee und ihre Ziele sind mit den Veränderungen, die sich augenblicklich wieder einmal auf allen möglichen Gebieten unseres Daseins vollziehen, ebenfalls heftig ins Schwanken geraten. Die alte humanistische Bildungsvorstellung ist schon seit mehr als einem Menschenalter sehr stark aufgelockert worden; von der Wirklichkeitswelt des 19. Jahrhunderts sind immer mehr Elemente in die eigentlich auf dem Geistigen und von ihm aus auf dem Historischen aufgebaute alte Idee der Menschenforschung eingedrungen, das eigentliche Erziehungsideal der Seelenbildung ist einem Ausrüstungsideal mit mehr oder weniger brauchbaren Wissensbruchstücken gewichen, die von sich aus die formende Funktion am geistig-sittlichen Wesen der jungen Menschen ausüben sollen. In der gleichen Zeitspanne ist die Ausbildung im Sinn von Formung mehr und mehr vom Geistigen ins Körperliche hinübergeglitten; was Wedekind schon in den neunziger Jahren in seiner kleinen Erzählung „Minehaha“ prophetisch für die weibliche Welt voraussah, ist jetzt langsam allgemeines Prinzip und zugleich hauptsächlichliche Erziehungsgrundlage geworden. Vor allem nach dem Kriege hat diese englische Grundlage aller menschlichen Ausbildung sich auch bei uns überall siegreich durchgesetzt.

Allen bisherigen Bildungsideen aber, so verschiedenartig sie auch sein mochten, liegt zulezt eine einheitliche Betrachtung dessen zugrunde, was dieser Bildung unterzogen werden soll. Alle menschliche Erziehung setzt als Objekt, wie schon die Sprache zeigt, Wesen voraus, junge Wesen, deren Körper, Seele und Geist gebildet, erzogen werden sollen — in jedem Fall aber Wesen. Das heißt etwas Substantielles, seinsmäßig Bedingtes, seelisch bestimmt Geartetes, das eben durch die Erziehungstätigkeit der Erwachsenen, nach bestimmten Vorstellungen geformt, zu geformter Entfaltung seiner Fähigkeiten gebracht werden soll. Der zu erziehende Mensch wird von fast allen Bildungstheorien als Wesen aufgefaßt, an dessen wesensmäßige Seiten die jeweiligen Bildungsversuche sich wesensentwickelnd und wesensregelnd wenden müssen.

Hier aber tritt, wenn man einmal näher zusieht, eine merkwürdig einseitige, eigentlich sogar psychologisch schlecht fundierte Betrachtung der menschlichen Art und des menschlichen Innenbesitzes zutage. Früher, als der Mensch noch nicht von Jugend auf einer solchen Fülle gedruckter und geredeter, gesehener und gehörter Einwirkungen aus ihm von Natur fremden Bereichen ausgesetzt war, wie in den letzten hundert Jahren,

hatte diese Betrachtung eine gewisse Berechtigung; heute und eigentlich schon lange hat sie keinen Anspruch auf Alleingültigkeit mehr. Die Voraussetzung, daß der Mensch jeweils mit bestimmtem Wesensbesitz ausgestattet, Objekt einer Wesenserziehung werden kann und muß, ist langsam eine Illusion geworden: man muß heute davon ausgehen, daß höchstens die Hälfte der jeweils in die Obhut von Erziehern gelangenden jungen Menschen noch diese Wesensmitgift mitbringt, dafür aber im Besitz eines Ersatzes ist, dessen Ausbildung und bewußte Benutzung für die menschliche Erziehung bis jetzt so gut wie völlig vernachlässigt wurde. Erst in der allerjüngsten Zeit beginnen sich hier Ansätze zur Einsicht und zur Aenderung zu zeigen. Dieser Ersatz des mehr und mehr fehlenden Wesens ist das schauspielerische Moment, das dem Menschen um so mehr eingeboren zu sein scheint, je weniger Substanz er innerlich mitbekommen hat. Das Geheimnis des Theaters, die ungeheure Rolle, die es im menschlichen Leben und in der menschlichen Geschichte spielt, hat hier offenbar seine metaphysischen Wurzeln: Theater ist und bestimmt die Lebens- und Wirkungsform derer, denen das Schicksal nicht die Last und das Glück eines nur unmittelbaren Seins gewährte. Gerade dieses schauspielerische Moment im Menschen aber hat die bisherige Erziehung übersehen oder in den Hintergrund geschoben, obwohl in ihm eines der stärksten Hilfsmittel zur Formung des Menschen und darüber hinaus zur Sicherung seiner „Rolle“ im Leben gegeben wäre.

II.

Zum besseren Verständnis sei eine knappe Umschreibung der Begriffe des Schauspielerischen und des Wesentlichen gestattet. Es sind in reiner Verwirklichung die beiden äußersten Pole der menschlichen Seele: der ganz reine wesentliche Mensch ist ebenso Grenzbegriff wie der reine schauspielerische. Der wesentliche Mensch, der ohne jeden Zusatz Schauspiel fast nur als Ideal vorkommt, weil jeder Tat- und Wortgebrauch im Leben wie im Schreiben fast unvermerkt zum Schauspiel, das heißt zur Aneignung und Verwendung fremden Seelenguts verführt — der wesentliche Mensch ist der, dessen Lebensäußerungen in Worten und Taten sich nur aus seinem Sein, aus dem, was er innerlich ist und hat, und aus seinen persönlichen Ausdrucksbedürfnissen ergeben. Schauspielerisch bestimmt ist der, dessen Lebensäußerungen in Worten und Taten nicht nur von diesem inneren Sein und dessen Bedürfnis nach Ausdruck bedingt werden, sondern von Vorstellungen der Wirkung, die eben diese Lebensäußerungen auf andere ausüben werden. Wo das ererbte Sein nicht stark und sicher und ungestört genug geblieben ist, um nur seinen eignen Besitz aus sich herauszutreiben, wo es schon früh durch Bewußtsein gestört wurde, setzt unvermerkt die Wirkungsvorstellung der eigenen Worte und Taten, ja der eigenen Erscheinung ein und beeinflusst, das Leben jeden Augenblick vorweggenommen spiegelnd, jede seiner Äußerungen wieder bis ins Kleinste. Der wesentliche Mensch stellt ein Stück seines Lebens mit sich, seinen Worten und Taten in die Welt, legitimiert sich und sie lediglich durch ihr und sein Dasein. Der schauspielerische Mensch dagegen muß mit seinen Worten und Taten, seiner Haltung und Erscheinung sich nicht nur legitimieren, rechtfertigen, weil das Bewußtsein in ihm zugleich immer ein geheimes Schuldbewußtsein ist, sondern zunächst einmal überhaupt dokumentieren. Er hat das Sein, das Wesen nicht, er muß es sich und andern beweisen, erweisen, zeigen, wenn nicht anders spielen. Der wesentliche Mensch lebt nur aus sich, aus seinem inneren Kreis — und hat damit die schwere Aufgabe, zu den Andern draußen rein aus dem Inneren in Beziehung zu kommen. Der schauspielerische Mensch

wird von vornherein immer von der Beziehung auf die andern und zu den andern bestimmt, lebt aus der Vorstellung seiner Wirkung auf andere. Der wesentliche Mensch ist, steht für sich, auf sein Wesen gestellt; wer an ihn herankommen will, muß auf und in dieses sein Wesen eingehen. Der schauspielerische Mensch ist eigentlich überhaupt nicht, kann nicht sein, sondern nur eine Rolle spielen, um so eine Vorstellung von sich zu geben. Die infernalische Seelenenthüllung, welche die deutsche Sprache oft rein vom Sprachlichen her treibt, wird hier an dem Doppelsinn des Wortes Vorstellung blühartig sichtbar: Vorstellung bezeichnet zugleich eine Idee, die ein Mensch von sich oder etwas anderem hat — und das Theater in seiner Verwirklichung auf der Szene, die „Vorstellung“.

Die reinen Ausprägungen des wesentlichen wie des schauspielerischen Menschen sind wie gesagt sehr seltene Grenzfälle. Zwischen diesen beiden Polen aber stehen, aus Wesen und Schauspiel nach den verschiedensten Mischungsverhältnissen zusammengeschmolzen, die zahllosen Typen des Alltags, die an beidem teilhaben, am Wesen wie am Schauspiel, am Inneren wie am Äußeren. Von der betonten Würde des kleinen Beamten bis zu den tausend Hjalmar Ekdal-Fällen der Wirklichkeit, von den kleinen Literaten des Caféhauses bis zu den Helden der Stammtische und Vereinsvergnügungen geht der Reigen der Komödianten ihrer selbst — und der alte Haß und die Mißachtung des Bürgers gegen den berufsmäßigen Schauspieler hat seine tiefste Wurzel wohl darin, daß der Mann des Theaters offen das tut, was der andere heimlich begehrt, und was er weder sich noch den Mitlebenden eingestehen will und kann. Denn dieses Schauspiel des Lebens wird ebenso wie für den andern auch für den Spieler selber aufgeführt, als Lebenserfah, mit dem sich wenigstens ein Surrogat für Erfahrungen sammeln läßt. Das Spiel verlangt den Zuschauer, aber es lehnt jede Störung und vor allem jede Aufhebung der Illusion ab, weil sonst die Gesamtaufgabe des Lebens neu und dann ungleich viel schwieriger gestellt werden müßte.

III.

Dieses ganze große bestimmende Moment der inneren menschlichen Lebensordnung, ein sehr gewichtiges und für Viele über ihr Schicksal entscheidendes Moment ist aber — und damit sind wir wieder beim Ausgangspunkt — von der bisherigen Pädagogik und Erziehungslehre unbeachtet gelassen worden. Alle Bildungstheorien von den alten humanistischen über die realistischen und modernen, von den ethisch und personell begründeten bis zu den positivistischen, die lediglich die Vorbereitung auf das Berufsleben als Ziel in den Vordergrund stellen, haben die Bedeutung des schauspielerischen Faktors und seines Anteils an der inneren menschlichen Zusammensetzung wie am Leben außer acht gelassen. Alle Erziehungslehren wie alle praktischen Bildungsversuche sind mehr oder weniger von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Menschen in ihrer Gesamtheit und jeder für sich so oder so geartetes Wesen als Grundstoff zur Bearbeitung in der Erziehung im Hause wie in der Schule mitbringen und nicht zum mindesten in gleichem Maße eine so oder so umgrenzte Wesenlosigkeit, die zur Erfüllung durch Spiel drängt. Für den Teil der Erziehung, der sich in der Wissensübermittlung erschöpfte, war das belanglos; ein gutes oder schlechtes Gedächtnis, eine schnelle oder langsame Auffassungsgabe kann der schauspielerische Mensch ebenso mitbringen wie der wesentliche. Für die eigentliche menschliche Formung, die Bildung der Charaktervoraussetzungen, die Festigung der ethischen Fundamente des Lebens, vor allem aber für die Dauerwirkung der

Erziehungsarbeit war diese einseitige Betrachtungsweise, die notwendig zu einer einseitigen Praxis führen mußte, ein ungeheurer Fehler, auf den ohne Zweifel ein großer Teil der menschlichen Wirkungslosigkeit der höheren Schulerziehung im letzten halben Jahrhundert zurückzuführen ist. Wenn man alle jungen Menschen als Wesen mit Wesen behandelt und vergift, daß mehr als die Hälfte dem Schicksal des Schauspiels unterstellt ist, dann kann das Ergebnis nur ein Unglück sein. Zwischen Schule und Leben muß sich die Kluft ergeben, die wir heute vor uns haben, und bei der man sich nur wundern kann, daß sie nicht noch tiefer ist.

Die lange Nichtbeachtung dieses zweiten Grundfaktors in den Voraussetzungen menschlicher Lebensformung ist um so erstaunlicher, als einer der größten Romane der deutschen Dichtung, über den eine ganze Literatur zusammengeschrieben ist, eben diese Verwendung des schauspielerischen Moments in der menschlichen Seele für die Erziehung zum Thema hat — nämlich der „Wilhelm Meister“. Die Lehrjahre sind nicht nur ein Bildungs-, sondern auch ein Theaterroman; die Rolle, die das Theater in der Erzählung spielt, ist aber nicht eigentlich eine künstlerische, sondern eine pädagogische. Der Titel der Urfassung weist schon auf diese tiefere Bedeutung des Schauspiels in der Erzählung: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“. Goethe hat hier mit der gleichen unheimlichen Intuition mit der er im „Faust“ die Verdunkelung der deutschen Welt, ihr Absinken aus der Sphäre des Ringens mit dem Geist in die simple empirische Praxis der bloßen Tüchtigkeit vorwegnahm, den Punkt gezeigt, an dem die deutsche Erziehung schon seiner Zeit in die Irre zu gehen begann. Er hatte neben seinem riesenhaften inneren Besitz an Wesen, das sich in einem Menschenleben kaum auswirken ließ, als Mensch der Lebens-totalität auch Anteil am Schauspielerischen, und zwar einen sehr bedeutenden: durch das ganze Werk von dem zierlichen Rokothheater des Leipziger Studenten bis in den Faustschluß des Greises klingt die unmittelbare Beziehung zu der Welt der wirkungsbewußten Selbstdarstellung, das heißt zum Schauspiel mit. Goethe war durch und durch Wesen und war zugleich schauspielerischer Mensch: so konnte er an seinem geliebten dramatischen Ebenbild, eben dem Wilhelm Meister, zeigen, was für eine ungeheure Wichtigkeit das Schauspiel, und zwar das aktive Schauspiel, bewußt verwertet und eingesetzt, für die menschliche Erziehung und Bildung besitzt. Der „Wilhelm Meister“ ist der wichtigste pädagogische Roman, den wir besitzen; die Erkenntnisse seines Dichters aber sind bis heute praktisch unverwertet geblieben.

Man hat sich viel über die Verbindung von Bildungs- und Theaterroman im „Wilhelm Meister“ den Kopf zerbrochen; man übersah, daß das Theater eben für die Bildung des Menschen eine ganz besondere Rolle spielte. Nicht in dem primitiven Sinn von heute, daß eine Kenntnis gewisser Theaterrafführungen etwa vom „Hamlet“ bis zum „Faust“ sozusagen mit zur allgemeinen Bildung gehört, sondern in einem viel tieferen und aktiveren. Wilhelm Meister will und soll ja Theater nicht nur sehen und mehr oder weniger klug darüber reden: er muß Theater spielen. Er bekommt aber, als er es tut, sofort wieder eine derbe Lehre, erntet bittere Kritik von den Freunden und kommt auf diesem Wege schließlich dazu, zu erkennen, welche Rolle jenseits aller Dichtungsverwirklichung und Unterhaltung das Theater im Leben des Einzelnen, also auch in seinem Leben, zu spielen hat. Für Wilhelm Meister wird die Bühne Mittel der Bildung und der Erziehung in einem viel weiter ausladenden Sinn. Ihr gehört nicht nur seine Leidenschaft, sein Interesse, sie wird unvermerkt entscheidender Bestandteil seiner inneren und nicht nur seiner inneren Formung. Das Theater enthüllt sich ihm

als ein Element, das der Mensch braucht, um zu sich selbst zu kommen. Das Schauspielerische wird hier selbst Thema: es geht bei der Erziehung Wilhelms nicht um Lebendigmachen von Kräften und Eigenschaften der Seele; es geht ausgesprochen darum, daß er lerne, in der Welt die Rolle zu spielen, die seinem Wesen entspricht und ihm die Möglichkeit gibt, seine Energien, auch die schauspielerischen, möglichst ungehemmt zu entfalten. Nicht das unmittelbare Theater der Bühne — das mittelbare Theater, die von bestimmten Vorstellungen und Absichten bestimmt gelenkte und geübte Rolle für das Leben und im Leben wird das Entscheidende. Der Halt, den das gekonnte Schauspiel in der Welt gibt, ist das, worauf es ankommt, nicht das Theater der Szene. Der Mensch hat im Leben nicht nur zu sein, zu fühlen, sich und seinem Gesetz zu folgen; er muß, um innerhalb des Ganzen seinen Part als Individuum richtig und seiner Bestimmung gemäß vollenden zu können, gewissermaßen zu bestimmten Rollen und zur Fähigkeit sie gut und sicher zu spielen, erzogen werden. Die Voraussetzung dazu, das schauspielerische Moment wird als erzieherischer Faktor verwertet; der einzelne, um dessen Bildung es geht, bekommt die ihm gemäße Form durch Ausbildung seiner schauspielerischen Fähigkeiten, indem er sich bestimmten, ihm von Wissenden auferlegten Verhaltens- und Handlungsweisen fügt, das heißt, sich bewußt übt und lernend in Rollen hineinpaßt, die das Leben und die Weiseren ihm vorschreiben.

IV.

Mit der Formulierung dieser Erkenntnisse hat Goethe eigentlich alles über eine wirklich lebendige Beziehung zwischen Erziehung und Schauspiel gegeben. Aus seinen eigenen Erfahrungen über die Wichtigkeit des inneren schauspielerischen Moments für das Leben und für seine geformte Entwicklung konnte er mit einer Klarheit, die für seine Zeit unheimlich war, die Grundlinien festlegen, von denen aus eine wirkliche Erziehung die bis heute übersehene schauspielerische Seite in jungen Menschen fruchtbar auszuwerten imstande ist. Er zeigte im Bilde, daß sich Erziehung und Formung nicht nur an das Wesen wenden und auf dem Weg über das Wesen die Grundzüge des späteren Charakters bestimmen und erklären dürfen, sondern daß sie in gleicher Weise an der eingeborenen Neigung des Menschen zum Theater, zum Schauspiel seiner selbst, einen natürlichen Anhaltspunkt haben. Der Mensch kann nicht lernen zu sein; sein Wesen ist schicksalgegeben und unwandelbar. Er kann aber lernen, Rollen zu spielen, die nicht nur diesem Wesen, sondern auch den Forderungen der Allgemeinheit entsprechen. Er kann vom schauspielerischen her und zum schauspielerischen hin geformt werden. Erziehung ist nicht nur Wesensformung, sondern auch vorarbeitende Regie des Lebensschauspiels. Der gute Erzieher muß zugleich ein Regisseur und ein Visionär des Dramas sein, in dem das Leben seine Zöglinge am besten als Mitwirkende wird gebrauchen können. Er muß ihnen nicht nur Wissen und die Forderungen des allgemeinen Verhaltens beibringen: er muß die ungeheuren Möglichkeiten sehen und nutzen, die das schauspielerische im Menschen, sobald die von ihm ausgehende Wesens- und Positions-schwächung überwunden ist, für die Erziehung bietet. Er darf und soll die ihm Anvertrauten nicht zu Komödianten der Bildung und des Erziehenseins machen: er soll aber das selbstdarstellerische Element in ihnen auf die Ausgestaltung der Rollen hin ablenken, die den jeweiligen Anlagen des jungen Menschen entsprechen. Was in „Wilhelm Meister“ an allgemeiner Erziehungsweisheit steckt, muß heute, bald anderthalb Jahrhunderte nach dem Erscheinen des Romans, aufs besondere angewandt und

abgewandelt werden, um so mehr als jenseits des rein erzieherischen Vorteils in der Wendung zum Schauspiel zugleich die zu der zweiten Quelle alles Schauspiels mitgegeben ist. Das wuchs nicht nur aus der Not der Wesenlosen, sondern ebenso und mehr aus einem Geheimnis der Gemeinsamkeit; es wuchs aus dem Uterlebnis, das sich ergibt, wenn viele eine gleiche Handlung sehen oder gar tun. Die Wendung zum Schauspiel wird fast von selbst Wendung zur Dramatik des Zauberns, der rituellen heiligen Handlungen und damit zur Wiederberührung mit den Urgründen der Welt im gemeinsamen Verwirklichen irgendeines bedeutsamen Lebenssinnes eben in sinnbildhaften, symbolischen, kultischen Gesten, Taten und Handlungen.

V.

An diesem Punkt ist die Diskussion über die Notwendigkeit einer Berücksichtigung des schauspielerischen Moments in der Erziehung von der Praxis der Gegenwart bereits überholt worden, und zwar durch die nationalsozialistische Partei. Mit dem starken Instinkt, den ihre Führer oft für das sinnvoll Notwendige, das unausgesprochen in der Zeit Liegende bewiesen haben, haben sie auch die ungeheuren Möglichkeiten erkannt, die gerade hier ruhen, und haben sie bewußt für die zu ihnen gehörenden Menschen verwirklicht. Heinrich Goesch hat in Gesprächen und in seinen Ansprachen an die Jugend oft auf die Notwendigkeit der Schaffung eines neuen, gemeindeutschen Ritus, das heißt bestimmter gemeinsamer Handlungen verwiesen, die eine Verbundenheit jenseits des Rationalen und über das Einmalige hinaus eben in der ständigen Wiederholung schaffen. Was er forderte, ist heute Wirklichkeit geworden oder beginnt es zu werden. Man hat alle möglichen Vorbilder verwertet; man hat es aber erreicht, daß heute Tausende das Erlebnis gemeinsamer und darüber hinaus für sie bedeutsamer Gesten und Handlungen haben. Hitler selbst hat offenbar für die Notwendigkeit solcher an tiefere Tiefen rührenden und im Innersten schon dramatischen Handlungen ein sehr feines Gefühl: die Fahnenweihe durch die Berührung der neuen Standarten mit der alten Blutfahne von 1923 ist ein Beweis dafür. Hier wird eine Handlung vollzogen, die Schauspiel für die Tausende ist, die sie erleben, und darüber hinaus zugleich Drama, Handlung voll tieferer Bedeutsamkeit, die verpflichtet und verbindet. Es ist viel vom alten Preußentum im Nationalsozialismus: aber die negative Dramatik der preußischen Welt, die Vermeidung und Verneinung aller Geste und alles Pathos im Nüchternen wird hier ins Positive gewendet, ist Aktion voll Dramatik und voll einer betont tieferen Bedeutung geworden, als das Preußentum sie jemals hätte sichtbar werden lassen. Im Preußentum offenbarte sich der wunderbar fluge Aufbau eines riesenhaften Volksheeres in den Gesten einer Subordination, die ihren tieferen Sinn vor allem in der Bindung des Mannes und seiner Haltung hatte; hier wird ein Volk mit den Mitteln neuer gemeinsamer Handlungen des Grußes und der Haltung zu gemeinsamen Empfindungen fast kultischer Art gebracht. Das Schauspiel, das jeweils entfaltet wird, soll zugleich zurückführen auf die tiefere Bedeutung gemeinsam vollzogener, nicht nur im Zuschauen erlebter Dramatik. Das ist der eigentliche Sinn der Feste des Nationalsozialismus: sie sollen den Teilnehmern die Möglichkeit und das Gefühl des aktiven Mitwirkens an feierlichen Handlungen fast dramatischer Art geben, das heißt, sie sollen ihnen die Gelegenheit schaffen, eine Rolle im großen Schauspiel zu spielen, in dem sich die Nation jetzt ihr Dasein selber sichtbar erweisen soll.

Jenseits dieser im Hinblick auf die Gesamtheit genutzten jeelischen Möglichkeiten des Schauspiels hat die Bewegung in gleicher Weise mit demselben sicheren Instinkt das schauspielerische Moment im Einzelnen ebenfalls zu seiner Formung aktiviert. Sie hat bewußt ein Idealbild des energischen, entschlossenen, tatkräftigen, zusammengefaßten Mannes vor ihren Leuten aufgebaut; sie hat damit dem Einzelnen die Aufgabe abgenommen, sich erst seine eigene Vorstellung von sich zu schaffen. Sie hat sie ihm von außen gegeben und damit den vielen schauspielerisch bestimmten Existenzen von vornherein eine Formungsmöglichkeit ihrer mehr oder weniger substanzlosen Persönlichkeiten nach dem von ihr gewünschten Bilde geboten. Die wesentlichen Menschen, die sich der Bewegung angeschlossen haben, finden aus sich selber den Anschluß an die Idee: die andern gewinnen ihn mit dem geringsten Aufwand an Mühe über eben diese Reproduktion einer Vorstellung, welche die allgemeinverbindliche Regie als zu verwirklichende Idee vor ihnen aufgestellt hat. Sie gewinnen, indem sie sich der für ihre Grundlage vollkommen sinnvollen Bestimmung des Verhaltens von außen her unterordnen, aus ihrem Verhalten sogar nicht nur Gewohnheiten, Haltungen und damit eine Rollensicherheit, sondern auch einen Niederschlag von Substanz, den manche vordem nicht besaßen, und der, lange genug gesammelt, auch ihnen am Ende sogar so etwas wie Wesensersatz werden kann. Das persönlich schauspielerische bedingt fast immer eine unsicher isolierte Stellung des Einzelnen innerhalb der Allgemeinheit: das von außen Geforderte sozusagen allgemeingültige Schauspiel einer allgemeinen Haltung hebt diese Isoliertheit auf und schafft gerade den Schwächeren und vom Schicksal Vereinzelten den Anschluß an ein Ganzes und damit Sicherheit.

VI.

Diese Erfahrung in der politischen Welt sollte die deutsche Bildungswelt, vor allem, soweit sie mit den Aufgaben der Erziehung zu tun hat, sich einmal ganz energisch ansehen. Hier hat die Praxis ohne Theorie ein Problem aufgegriffen und eine menschliche Problematik fruchtbar zu machen verstanden, an der die eigentliche Wissenschaft der Erziehung achtlos vorübergegangen ist. Eine Bewegung, die auf Menschenführung ausging, hat eine der seltsamsten, bisher nur von einem großen Dichter prophetisch angerührten Schwierigkeiten der Seelenformung empirisch zu praktischen Lösungen gebracht, ehe die Theorie überhaupt das Problem sah. Die Pädagogik wird nicht umhin können, sich der Erfahrungen, die hier immer gemacht werden, ebenfalls zu bemächtigen und sie für die Zwecke ihrer Seelenbildung nutzbar zu machen. Die Möglichkeiten, die sich hier eröffnen, sind unabsehbar; nach den Erfahrungen, die vom „Wilhelm Meister“ bis zur SA und SS jetzt vorliegen, ist es hohe Zeit, daß auch die Theorie, die bewußt gemachte Einsicht in Vorgänge des Lebens die weit vorausgelaufene Praxis wenigstens ein bißchen einholt und dann auf den ihr unterstellten Gebieten vor allem der Schule sowie der ethischen und der Charakterbildung die neuen Möglichkeiten, die hier liegen, nutzbar macht. Wir stehen vor der seltsamen Situation, daß die Methoden der Schule und der Erziehung immer noch mit menschlichen Wesensvoraussetzungen rechnen, welche die Methoden des Lebens und seine Erziehung längst als unzureichend in den Hintergrund geschoben haben. Das Leben hat das schauspielerische Moment im Menschen sich nutzbar gemacht, hat auch von ihm aus längst begonnen, Menschen zu formen: Schule und Erziehung sollten die Erfolge und Erfahrungen, die hier gemacht worden sind, schleunigst bewußt und geklärt in ihre Bereiche hinübernehmen — ohne allerdings darüber den „Wilhelm Meister“ zu vergessen.

Völker im Fieber

Zwischen den Schluchten der Häuser flingelt die Straßenbahn, tuten die Autos, wimmeln die Menschen, gleißen die Lichter. In den Büros und Behörden arbeitet mit ungeheurer Genauigkeit die Maschinerie der Buchführung und der Akten. Die Städte der Welt sind durch ein unübertreffbares Netz von Bahn- und Fluglinien verknüpft. Aber über allem lagert gefährliche Schwüle, und die Menschen ahnen ein gräßliches Schicksal. Zwischen dem Glanz ihrer Schöpfungen würgt, durch keinen Fortschritt, keine Organisation gebändigt, die Lebensangst an ihren Kehlen. Millionen stöhnen in der Riesenkrallen der Sorge. Immer schleicht irgend etwas Grauensvolles heran, neuer Krieg, Not ohne Ende. Der Geruch der Armut legt sich um unsere Kleider und Leiber, zieht in unsere Kammern. Nächstens hungerst auch du, deine Frau, dein Kind mit dir. Grau ist unsere Zeit, und sie lehrt uns das Grauen.

Ueber den Firnen der strahlenden Stadt starrt die Anarchie in die durchflackerte Nacht. Laßt alle Hoffnungen fahren — gelst es in sorgendurchwehten Städten, verzweifelnden Dörfern, gähnenden Werkhallen. Der muntere Ruf der Männer: Erwirb, erfinde, säe, forsche, dichte! — erstickt im Morast des Zweifels. Alles schlägt uns doch der nächste Morgen aus der Hand. Papiere notieren plötzlich niedriger, das Geld verliert seinen Wert. Die Maschinen stehen still. Neue Scharen von Erwerbslosen legen sich schwer aufs Volk. Die Waren häufen sich, Hände strecken sich aus nach Korn, Kleid, Kohle — und können nichts kaufen.

Wie heißt die teuflische Nacht, in deren Fängen sich alle Völker der Erde winden? Das scheußliche Gift, das alles tötet: Heiterkeit, sorglose Liebe, glückliche Reise, leis plätschernden Brunnen vor dem Haus, das frische Weib mit dem lieben Kind auf dem Arme, fröhliches Mahl, Fest und Geselligkeit, göttliche Kunst? Welch heilige Ordnung verschwand, daß dies alles heute nur ist wie eine verschollene Sage, wie ein Spuk, der uns neckt? Wissen wir nicht, daß Zeitalter hindurch die Farben und Freuden und Leiden des Lebens sicherer, fester beglückten und schmerzten? Unbarmherzig verweht jener tapfere Zwieklang aus Freude und Leid, ohne welchen die Menschen nicht Menschen sind. Nie stürzte ein freudloseres Geschlecht dem Dröhnen von Flugzeug und Tank, dem verderblichen Gas, dem gähnenden Hunger in riesigen Städten entgegen.

Seltzam — mitten in solchem Fieber und Elend mag die Vorstellung aufblitzen, als erstiege die Menschheit gerade in diesen Jahren die Zinnen des Triumphs. Ist doch der entfesselte Fortschritt frei von aller Schwäche des Gefühls, ist er doch sachlich, wirft er doch vergnüglich Film um Film auf die Leinwand der Zeit, wie sie die Welt noch nie verlockender sah. Unsere Nerven verlachend arbeitet der metallene Dämon der Konstruktion, schwingt sich die Kurbelstange in genauestem Bogen herum. In polierten Zylindern und herrlichen Schwungrädern spiegeln feindliche Nationen ihr haßverzerrtes Anlit. Was schiert das die Maschinerie? Sie erringt über die Dummheit der Völker einen sachlichen Sieg. Das Zeitalter stroht vor Erfolg, vor der systematischen Vernunft, der Rationalisierung. Jeden Tag arbeiten die Motoren leiser, vollkommener, gewaltiger:

unter der schöngewölbten Haube des mächtigen Wagens, im Leib des großräumigen Schiffs, zwischen den leuchtenden Kacheln des Maschinenhauses. Ohne Schaden trägt der Ballonreisen die Last des herrlich rollenden Wagens mehrere Male um die Erde. Elektrische Kraft summt in endlosen Drähten von Dorf zu Stadt, von Land zu Land. Immer rascher schwirrt das Flugzeug um die Erde, bald so schnell wie die Erde sich dreht, so daß dem Fliegenden die Sonne nicht mehr untergeht. Immer deutlicher schwebt der drahtlose Schall durch den Raum. Und schon dämmert den Völkern ihre große Gemeinsamkeit! Geduld! Der Weltstaat zieht heraus! Wissen und Bildung breiten sich aus. Die Seuchen sind gebannt, Hungersnöte fortorganisiert. Maschinen und Retorten schütten einen Reichtum aus, wie ihn die Welt noch nie sah. Wann jemals waren die Menschen so reich, so mächtig, so frei?

Aber es ist falsch, nur den Fortschritt zu sehen. Er blüht aus Elend und Verwesung empor. Und es ist falsch, nur den Untergang zu wittern; denn in diesem Fortschritt steckt etwas höchst Großartiges und Verheißungsvolles. Untergang und Aufstieg sind zu einer Masse zusammengeschmolzen, die weder das eine ist noch das andere, sondern eben der brodelnde Schmelzfluß unserer Zeit. Pessimismus und Optimismus, beide haben sie recht, und beide haben sie unrecht. Aus dem Schmelzfluß kann ebensovot etwas Hinreißendes und Großartiges, wie etwas Grauensvolles und Niederträchtiges herauskommen, ja, es kann auch sein, daß gar nichts Besonderes herauskommt, daß einfach einmal die Konjunktur besser wird, die Staaten vernünftig zusammenarbeiten, die Gemüter sich beruhigen und es einfach weiter geht wie immer in der Weltgeschichte: auf und ab, friedlich und kriegerisch, mit guten und schlechten Zeiten und ausreichenden Atempausen für die harmlosen Ansprüche zahlloser Kleinbürger. Indessen sieht es für die heiß ersehnte Ruhe und Genußpause des Kleinbürgers nicht verheißungsvoll aus. Wir wittern viel größere Entscheidungen. Denn zum ersten Male in der Weltgeschichte sind alle Menschen und Völker gleichzeitig von der Umwälzung, von der Zerstörung einer Reihe von alten Ordnungen und dem Entstehen einer neuen Ordnung ergriffen worden. Oder es erweist sich, daß es unmöglich ist, diese neue Ordnung zu schaffen, und dann wird die ganze Welt vom Gift der Unordnung, der Anarchie zerfressen.

Daß viele alte Ordnungen: Geseze, Gewohnheiten, Staatsformen, gesellschaftliche Lebensformen rücksichtslos zerstört werden, erklärt das Grauen und die Unsicherheit der Menschen. Die alten Ordnungen und Lebensformen hatten in einem gewissen Ausgleich oder Gleichgewicht miteinander gestanden, so daß dieses Gleichgewicht wie eine allgemeine Ordnung empfunden wurde. So genoß man, bei aller Unvollkommenheit der europäischen Zustände, doch etwas wie Sicherheit der Lebensführung, Festigkeit der Werte, Schönheit des Lebens. Gewiß lebten wir auch früher, zumal in Europa, nur wie auf einem chaotisch zusammenhaftenden Schollenfeld. Aber die Schollen h a f t e t e n doch aneinander, während sie jetzt im Eisingang des Stromes treiben, gegeneinander prallen und ohne Ordnung das Zusammengehörende und das Fremde, das Entfernteste und das Nächste wüßt durcheinanderwirbeln. So stehen wir angsterfüllt auf unserer Scholle, springen auch auf die nächste hinüber, wenn die unsere barst. Alles schiebt sich, in diesem wüsten Eisingang, aneinander vorbei: das Internationale und das Nationale, Kommunismus und Kapitalismus, Kollektive und Individuum, Massenmensch und Persönlichkeit, Materialismus und Religion. In solcher allgemeinen Gefahr ist die Stunde des Fanatismus gekommen. Wie wäre die wüste Zerstörung zu

ertragen, wenn wir nicht an das Stückchen festen Bodens glaubten, das uns trägt, und wie können wir anders als fanatisch glauben, da im großen Eisgang der Weltgeschichte jeder besonnene, jeder ausgewogene Glaube sofort zerstört wird? Immer wieder schmettert die Maschine ans Gefühl, die Heimat an die Welt, die Religion an die Sache der Wissenschaft, die Nation an Europa, die Politik unseres Volkes an die Politik der Welt. Alles, was fest schien, ist in Bewegung, alles erscheint täglich, ja stündlich in neuer Beleuchtung, in neuer Bewertung, und im nächsten Augenblick wieder von etwas Unerwartetem ganz und gar verdeckt, in das Nichts zurückgestoßen. Hinter all dem folgt das große Zeitalter der Vermittlung, aber wir haben den Fuß noch nicht über seine Schwelle gesetzt.

Wir begreifen, daß die Menschen von einem Fieber der Erörterung geschüttelt werden. Dies Fieber raft durch ein alle Nationen umfassendes Nervensystem aus Draht, Radio, Flugzeug und Schnellbahn, das sich in alle Winkel des Planeten verzweigt. Gewiß, die Völker werden auf ganz verschiedene Weise von diesem Nervenfieber geschüttelt, aber überall entspringt es den gleichen Ursachen, in Amerika und Rußland, Deutschland und Australien, England und China, unter Aristokraten, Proletariern, Kulis und Kolonisten. Ein solches allgemeines Gedankenfieber hat es noch nie gleichzeitig auf der ganzen Erde gegeben.

Wo Menschen zusammentreffen, Freunde, Jugend, Berufsgenossen, Arbeiter, Gelehrte, Politiker, überall, im Büro, auf der Wanderung, in der Bahn, in Gesellschaft, im Werk, im Hörsaal, ringen sie nach Vorstellungen, Begriffen, Maßstäben, um das Schicksal des Zeitalters zu begreifen. Wie ist's mit der Herrschaft der Maschine? Was ist Freiheit, was Knechtschaft? Wann stehen die Asiaten am Ural? Wann zersplittert das britische Weltreich? Hat das Geld seinen Sinn verloren? Wie verteilen wir, was unsere Fabriken hervorbringen? Wie schützen wir uns vor dem Giftgas? Wie bringen wir die Erwerbslosen zur Arbeit? Aber die Erörterungen drehen sich fieberhaft im Kreise; denn suchen wir eine Antwort, so sehen wir, daß sie in teuflischer Verstrickung an irgendeiner andern Stelle neue Fragen gebiert. Arbeiten wir ohne Maschinen, um unsere Arbeiter zu beschäftigen, dann verlieren wir unseren industriellen Rang und können unser Land nicht mehr verteidigen. Lösen wir uns vom Geldbegriff, der nichts mehr taugt, so halten wir nichts in der Hand, um in der tausendfältigen Verstrickung unserer Wirtschaft das Notwendigste verrechnen zu können, und alles dreht sich aus den Achsen. Kaum haben wir mit Mühe und Not ein Gebiet des Glaubens und des Handelns abgesteckt, so zeigt es sich, daß wir es nicht abstecken konnten, daß die entfesselten Gewalten des tobstüchtigen ersten Gesamtreiches der Menschheit uns wieder über den Haufen rennen. Und so tasten und suchen wir immer nach Ursachen, Gefahren, rettenden Mitteln, drinnen und draußen, im Geist, in der Politik, in der Wirtschaft, in der Technik. Wir bauen ein Zelt, stecken ein Licht ordnender Erkenntnis auf — im nächsten Augenblick sinkt alles ins splitternde Chaos zurück. Wie sollen wir da richtig handeln? Uebersteigt nicht das Wirrsal der modernen Welt die Kraft unseres Geistes, die Kraft unseres Handelns? Von Leiden geschüttelt, vor Verzweiflung und Sorge rasend, rufen die Völker uns zu: „Was sollen wir tun? Rasch, antwortet sofort! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Heute, morgen muß etwas geschehen. Zum Teufel, sagt, womit wir anfangen sollen! Bei der Maschine, dem Geld, der Partei, der Politik, dem Volk, dem Staat, dem Geist, der Tat oder Erkenntnis, beim einzelnen oder bei der Masse, bei der Religion oder bei der nüchternsten aller Sachen? Antwortet . . .!“ Der Gott des Schicksals zuckt mitleidig mit den Schultern. Er weiß von der

Die Verschlungenheit des Knäuels, weiß, daß die Zeit ihre Schritte nacheinander setzt, daß die Sphinx unerschütternd in den Sandsturm der Wüste starret. Wir müssen die Furchtbarkeit der Entscheidungen tragen. Die neue Freiheit, die neue Welt zieht nach ihrem Gesetz, nicht nach dem Aufschrei quälender Ungeduld herauf.

Da tritt wie eine rettende Gottheit den Gepeinigten das Bild ihres Volkes, ihrer Nation vor die fiebernde Seele. Ungeheuer bezaubert diese Vorstellung durch die Einheit, durch die Richtung, welche sie schafft. Sie scheint die Widersprüche zu überbrücken, die wirre Vielfalt zu vereinfachen, die Qual zu besänftigen. Die Nation ist Erlösung! Auf, rafft Euch zusammen! Macht diese Nation, diese Gesamtheit Eures Wesens gewaltig, schwingt sie als Zauberschwert gegen die Dämonen der Zeit, welche die heilige Ordnung des Volkes zerstörten! Die Weltmaschinerie hat mit rucklosem Griff Volk in Volk geschoben. Nun drohen diese Völker zu zerklüften, ein Volk wünscht dem andern, es wünscht Deinem Volk das Böse! Für Dich gilt allein das Gesetz Deines Volkes, des einzigen Volkes. Herrlich bäumt sich der Glaube an Volk und Nation empor! Macht die Nation zum Schwert der göttlichen Ordnung, die wieder heraufziehen muß über die Trümmer der Welt!

Aber besorgt gleitet der Blick über das eigene Volk und über die Welt dahin. Ist es möglich, die höchste Ordnung allein in der eigenen Nation zu suchen? Werden wir jenes Allumfassende, das lähmend und doch verheißungsvoll leuchtend zwischen die Völker gefahren ist, wieder bannen können? Nein! Gerade mit ihm, für das Große dieser Zeit hat die Nation zu kämpfen, um sich zu reinigen und zu retten. Eine Gestalt oder Ordnung des Völkerlebens möchte ans Licht treten, die — auch sie — mehr will als das Fieber und den Jammer dieser Zeit. Freilich, ohne die eigene Nation kann die neue Ordnung und Verheißung nicht gefunden werden, niemals aber wieder allein in der eigenen Nation.

Wir beginnen die Krankheit der Völker zu erkennen. Jahrhunderte hindurch haben sie am Kleide aller Nationen gewoben. Indessen das Gewaltige, das sie gemeinsam geschaffen haben, trägt noch keinen Namen. Die neue Gottheit hat sich noch nicht gezeigt, und so erblickt man nur die prächtigen Götter der einzelnen Nationen. Diesem, seinem eigensten Gott will jedes Volk folgen. Es fürchtet, daß der unbekannte Gott, der sich noch nicht zeigte, sie zertrümmern wird. Und in der Tat, erst muß die Nation klar sein wie ein Kristall, ehe das Gesetz der kommenden Zeit zu leuchten beginnt. In dem grausamen Hin- und Widerspiel zwischen Volk und Welt ist heute noch alles wirr, wüst und unreif.

Wir leben mitten in einem Zeitalter neuer Entdeckungen. Alle großen Epochen sind Epochen der Entdeckungen. Man entdeckte einst, was eine geschlossene Schar von Kriegerern erreichen kann, daß aus ihr Staaten und Weltreiche zu erwachsen vermögen. Man entdeckte einst neue Kontinente. Man entdeckte die Gesetze der Wissenschaft und die Gewalten der Technik. Alle diese Entdeckungen liegen hinter uns, sie sind unser Besitz, unsere Erkenntnis, unser Werkzeug geworden. Heute aber hebt die größte aller Entdeckungsfahrten an: auf einer rings umgrenzten und entdeckten Welt, deren Bewohner über die ungeheuersten Mittel der Technik und des Geistes verfügen, müssen wir uns selbst, das Volk, die Nation der neuen Zeit und mit ihr das Gesetz der Zeit entdecken, nach welchem wir alle in Zukunft zu leben und zu streiten haben.

Aus einem werdenden Buche „Vom Verhängnis der Völker — Das Gegenteil einer Utopie.“

Friedrich Burgdörfer

Von 170 zu 500 Millionen Europäern

Dynamik der europäischen Bevölkerungsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert

Es dürfte heute Allgemeingut aller verantwortungsbewußten Menschen sein, die für die Erneuerung des deutschen Volkes arbeiten, daß alle noch so heroischen Anstrengungen vergeblich bleiben müssen, wenn es nicht gelingt, eine aktive Bevölkerungspolitik bewußt in den Mittelpunkt aller Staatspolitik zu stellen. Diese Ueberzeugung zum Bewußtseinsbestandteil des deutschen Menschen zu machen, müssen alle Hilfsmittel angewandt werden. Wesentliche Gesichtspunkte hierzu liefert der nachstehende Aufsatz des Verfassers des Buches „Volk ohne Jugend“, der in diesem grundlegenden Buche und an anderen Orten alles Rüstzeug zu dieser Frage geliefert hat. Der Aufsatz setzt diese Grundtatsache in den großen Völkerverbund. Er ist als Vortrag auf dem Internationalen Historiker-Kongreß in Warschau am 23. August 1933 gehalten.

Die Schriftleitung.

Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert beispiellosen Bevölkerungswachstums. Dieses Bevölkerungswachstum führte nicht, wie Malthus befürchtete, zu einer Verelendung der Menschheit, sondern es war Ansporn und Träger einer gewaltigen wirtschaftlichen und technischen Entwicklung, die es ihrerseits ermöglichte, den Nahrungsspielraum und damit die Bevölkerungskapazität der Erde — als Ganzes betrachtet — in ungeahnter Weise auszuweiten. Von der Gefahr einer Uebersättigung der Erde sind wir — dank der wirtschaftlichen und technischen Fortschritte — heute vermutlich weiter entfernt, als wir es zur Zeit von Malthus zu sein schienen. Dabei trägt sowohl die Erde als insbesondere Europa heute rund die dreifache Menschenzahl: die Erdbevölkerung ist von 1800 bis 1930 von 600 auf rund 2000 Millionen, die Bevölkerung Europas in der gleichen Zeit von rund 170 auf 500 Millionen angestiegen. Und diese 500 Millionen Europäer, die es heute gibt, leben zweifellos — immer im ganzen betrachtet — besser als ihre 170 Millionen Vorgänger zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebten.

I.

Diese Feststellung schließt freilich nicht aus, daß einzelne Länder, insbesondere in Mittel- und Westeuropa, heute mehr Menschen tragen, als ihr eigener Boden normalerweise zu ernähren vermag; sie können ihre Bevölkerung, die über den natürlichen Nahrungsspielraum hinausgewachsen ist, nur durch Exportindustrie und Warenaustausch mit Nahrung und Kleidung versorgen. Insofern kann man also von einer relativen Uebersättigung einzelner Teile Europas sprechen. Das gilt vor allem für Deutschland, das „Volk ohne Raum“, in dem auf den Quadratkilometer Bodenfläche rund 140 Menschen entfallen (gegen 44 im gesamteuropäischen Durchschnitt und 13 im Gesamtdurchschnitt der Erdoberfläche); ebenso gilt es für Italien, wo 133 Menschen durchschnittlich auf einem Quadratkilometer leben. Sehr dicht bevölkert sind namentlich auch Belgien, Holland und England; aber diese Länder verfügen in ihrem ausgedehnten Kolonialbesitz über große Ausgleichsmöglichkeiten innerhalb ihres eigenen Herrschaftsbereiches, die dem deutschen Volke fehlen.

Im ganzen kann man sagen, daß die Bevölkerungsdichte in den mittel- und westeuropäischen Ländern bereits einen Grad erreicht hat, der eine weitere erhebliche

Zunahme der Bevölkerungsdichte nicht mehr sehr wahrscheinlich macht. Anders liegen die Dinge in dem noch dünn besiedelten Osteuropa. Hier treffen beispielsweise in Polen erst 83 Menschen auf den Quadratkilometer, in der Ukraine 64, in Weißrußland 39, im sonstigen europäischen Rußland (RSFSR) nur 15 Menschen auf den Quadratkilometer. Diese relativ dünne Besiedlung großer Räume läßt eine erhebliche Verdichtung der Bevölkerung zu, und damit erscheint hier eine starke Zunahme der Bevölkerung als wahrscheinlich oder mindestens als möglich. Diese Zunahme der Bevölkerung hat selbstverständlich gewisse Veränderungen der wirtschaftlichen Struktur sowohl zur Voraussetzung als auch zur Folge.

Auch die Geschichte der europäischen Bevölkerungsentwicklung und die heutige Bevölkerungsdynamik weisen in die gleiche Richtung. Im Altertum lag das Schwergewicht der europäischen Bevölkerung in den Ländern, die sich um das Mittelmeer gruppieren: Italien, Spanien, Frankreich. Im Mittelalter verlagerte sich das Bevölkerungsschwergewicht mehr nach West- und Mitteleuropa, und in unserer Zeit verschiebt es sich immer mehr über Mitteleuropa hinaus nach Osteuropa.

Die Bevölkerungsdaten des Altertums und Mittelalters sind außerordentlich spärlich und wenig zuverlässig. Nach der Volkszählung, die im Todesjahr des Kaisers Augustus (14. n. Chr.) in den sämtlichen Ländern des Römischen Reiches durchgeführt wurde, hatten die europäischen¹⁾ Gebiete des Römischen Weltreiches insgesamt 23 Millionen Einwohner, und zwar Italien rund 6 Millionen, Spanien ebenfalls 6 Millionen, Griechenland 3 Millionen, Gallien 3,4 Millionen, die übrigen europäischen Provinzen 4,6 Millionen. Einschließlich der übrigen (nicht-römischen) Teile Europas dürfte die Gesamtbevölkerung Europas zu Beginn unserer Zeitrechnung kaum mehr als 30 Millionen betragen haben; reichlich die Hälfte davon entfiel auf die Länder, welche man heute als romanisch zu bezeichnen pflegt.

Ueber die weitere Entwicklung Europas im Altertum und frühen Mittelalter sind keine ausreichenden Unterlagen vorhanden²⁾. Für das Jahr 1350 (d. h. unmittelbar nach dem Wüten des „schwarzen Todes“, der etwa 25 Millionen Menschenopfer gefordert haben soll) wird die Einwohnerzahl Europas auf rund 100 Millionen geschätzt, für das Jahr 1700, also ein halbes Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege, wird sie (vermutlich zu niedrig) auf 110 Millionen und für das Jahr 1750 auf 140 Millionen beziffert. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts werden die Volkszählungen und statistischen Ermittlungen so umfassend und ausreichend, daß sie ein zuverlässiges Bild von der tatsächlichen Bevölkerungsentwicklung Europas geben können. Um das Jahr 1800 hatte Europa insgesamt 172 Millionen Einwohner. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges war die Einwohnerzahl auf rund 450 Millionen angestiegen, und heute beziffert sie sich — trotz der

¹⁾ Die asiatischen Teile des Römischen Reiches umfaßten 19,5 Millionen, die afrikanischen 11,5 Millionen, mithin das gesamte Römische Reich 54 Millionen Einwohner. Vgl. W. Woytinsky „Die Welt in Zahlen“, Band I, Berlin 1925.

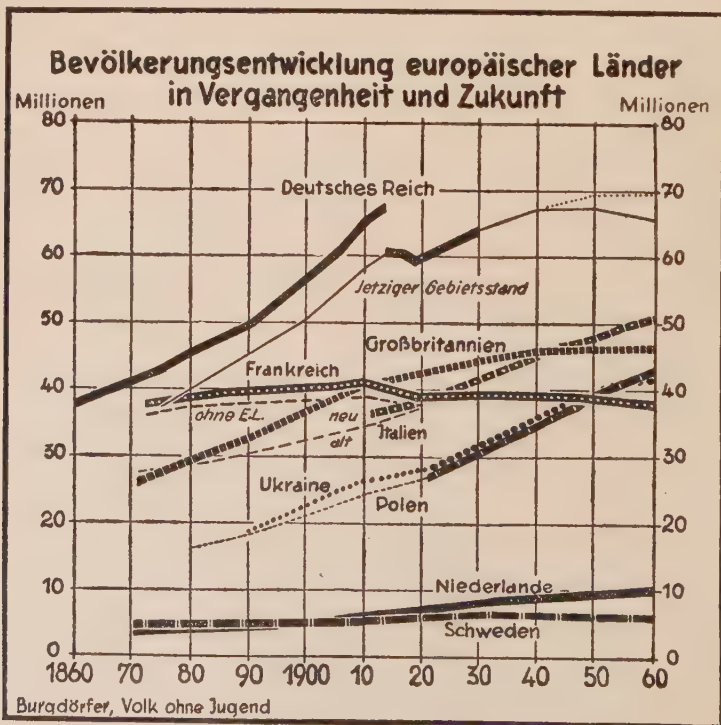
²⁾ Es wäre eine dankenswerte Aufgabe der Geschichtsforschung, wenn sie mehr als bisher diesen Fragen ihr Augenmerk widmen würde. Es muß dabei das Ziel sein, allmählich zu einer möglichst umfassenden Zusammenstellung allen archivalischen Materials über die Bevölkerungsentwicklung der einzelnen Städte und Gebiete des Reiches zu kommen, ähnlich wie sie unter Leitung G. ins für Italien (bis zum Jahre 1000 zurück) zustande gekommen ist. Diese Aufgabe könnte m. E. mit der von Dr. Gercke, dem Sachverständigen für Rassefragen beim Reichsministerium des Innern, angeregten Sammlung und Auswertung des in Kirchenbüchern, Stadtchroniken usw. enthaltenen familienkundlichen Materials verbunden werden.

schweren Bevölkerungsverluste im Weltkrieg — auf rund 500 Millionen. Die Bevölkerungszahl Europas hat sich also im Laufe der letzten 130 Jahre rund verdreifacht, während sie zur ersten Verdreifachung innerhalb unserer Zeitrechnung rund 1300 Jahre benötigte (vom Jahre 14 bis 1350).

II.

Dieser gewaltige Bevölkerungszuwachs während der letzten 130 Jahre ist freilich nicht allen Ländern in gleicher Weise zugutegekommen, und zwar vor allem wegen der erheblichen Unterschiede, die hinsichtlich der natürlichen Fortpflanzungsstärke bestanden und bestehen.

Im Mittelalter bis etwa zur französischen Revolution war Frankreich auch in bevölkerungspolitischer Hinsicht die „grande nation“, das volkreichste Land Europas. Um das Jahr 1780 wurde es von Rußland, um das Jahr 1850 von Deutschland, um das Jahr 1910 von Großbritannien, in unseren Tagen von Italien überflügelt, und aller Voraussicht nach wird es in etwa 20 Jahren von Polen und der Ukraine an Volkszahl übertroffen werden. Frankreich hatte um das Jahr 1850 auf einem Gebiet, das ebenso groß war wie das der deutschen Länder, die sich 1871 zum Deutschen Reich zusammenschlossen, die gleiche Bevölkerungszahl wie Deutschland, nämlich rund 36 Millionen. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges (1914) hatte sich die deutsche Bevölkerungszahl auf rund 68 Millionen erhöht, also nahezu verdoppelt, während die Frankreichs immer noch nur knapp 40 Millionen betrug, und heute hat das Deutsche Reich — trotz seiner erheblichen Gebietsverluste — auf einer Fläche, die um 80 000 Quadratkilometer kleiner ist als die Frankreichs, über 65 Millionen Einwohner, während Frankreich, trotz der Einverleibung Elsaß-Lothringens, nicht ganz 42 Millionen hat.



Dieser historische Vergleich zweier ungefähr gleich großer Nachbarländer zeigt am deutlichsten, in welchem Maße sich die Unterschiede in der natürlichen Fortpflanzungsstärke der einzelnen Länder auf die Entwicklung ihrer Volkszahl auf die Dauer auswirken. Frankreich ist das klassische Land des Geburtenrückgangs. Dort hat der Geburtenrückgang schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingesetzt und damit — im Zusammenhang mit den demographischen Nachwirkungen der Napoleonischen Kriege — die Entwicklung der Volkskraft erheblich geschwächt, während in anderen Ländern, so vor allem auch in Deutschland, noch ein starkes Bevölkerungswachstum herrschte, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch durch energische Bekämpfung der Sterblichkeit in erheblichem Maße gefördert wurde. Um die letzte Jahrhundertwende setzte aber auch in den meisten anderen west-, mittel- und nordeuropäischen Ländern ein mehr oder weniger scharfer Geburtenrückgang ein, der zu einer erheblichen Verlangsamung des Bevölkerungswachstums jener Länder führte.

Die Geburtenrate ist vielfach schon auf ein Niveau abgesunken, das — trotz relativ geringer Sterblichkeit — nicht mehr die Aufrechterhaltung des Bevölkerungsniveaus gewährleistet. In meinem bevölkerungspolitischen Sandbuch „Volk ohne Jugend“¹⁾, in dem ich die Frage des Geburtenrückganges und seiner Auswirkungen eingehend behandelt habe, habe ich nachgewiesen, daß u. a. in Deutschland, in England, in Schweden, in der Schweiz, in Norwegen, in Dänemark und in Frankreich die heutigen Geburtenzahlen nicht mehr ausreichen, um den bloßen Bevölkerungsbestand dieser Länder aufrechtzuerhalten. Die biologische Lebensbilanz dieser Länder weist bereits ein mehr oder weniger erhebliches Geburtendefizit auf. Zwar übertrifft in fast allen Ländern die rohe Zahl der Geburten noch die der Sterbefälle, aber diese Geburtenüberschüsse beruhen zum Teil auf einer optischen Täuschung; sie sind der Eigenart und Zufälligkeit des Altersaufbaues zu verdanken und täuschen dadurch zum Teil ein Bevölkerungswachstum vor, das in Wirklichkeit, d. h. biologisch und dynamisch betrachtet, überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Ein tatsächliches, ein dynamisches — also nicht bloß scheinbares — Bevölkerungswachstum haben in Westeuropa nur noch die Niederlande und Irland, ferner die südromanischen Länder Italien, Spanien und Portugal sowie die Balkanländer und vor allem die osteuropäischen Länder Polen, Ukraine, Sowjetrußland aufzuweisen. Der Geburtenrückgang, d. h. die willentliche Beschränkung der Geburtenzahl, hat zuerst in Frankreich begonnen, dann allmählich auf die übrigen Länder in West-, Mittel- und Nordeuropa übergegriffen. Der größte Tiefstand der Geburtenhäufigkeit findet sich heute in den vorwiegend germanischen Ländern Mittel- und Nordeuropas. Die slawischen oder vorwiegend slawischen Länder Osteuropas sind von der westeuropäischen Zivilisationserscheinung des Geburtenrückgangs noch relativ am wenigsten erfaßt, wenn auch deutliche Anzeichen für einen Beginn des Geburtenrückganges da und dort schon festzustellen sind. Im ganzen weist die Geburtenkarte Europas eine deutlich ausgeprägte Abstufung von Osten nach Westen auf, die zum Teil durch einzelne Länder mit verschiedenen sprachiger Bevölkerung (z. B. Tschechoslowakei, Polen) mitten hindurchgeht.

III.

Die unterschiedliche Stärke der natürlichen Fortpflanzung hat bereits im letzten Jahrhundert eine Verschiebung des Bevölkerungsschwerpunktes

¹⁾ Verlag Kurt Dörmig, Berlin, 1932.

vom Westen nach der Mitte unseres Erdteils bewirkt, und es läßt sich unschwer voraussagen, daß bei einer Fortdauer der gegenwärtigen Unterschiede in der natürlichen Fortpflanzung der einzelnen Völker sich der Bevölkerungsschwerpunkt Europas immer mehr nach dem Osten verlagern wird.

Nach Vorausberechnungen über die künftige Bevölkerungsentwicklung, die das Statistische Reichsamt¹⁾ für das Deutsche Reich und zum Vergleich auch für eine Reihe anderer europäischer Länder durchgeführt hat, ist damit zu rechnen, daß Europa in den nächsten 30 Jahren noch einen Bevölkerungszuwachs von etwa 100 Millionen haben wird, so daß sich die Einwohnerzahl Europas um das Jahr 1960 auf etwa 600 Millionen beziffern dürfte. (Das ist also etwa ebensoviel, wie die gesamte Erdbevölkerung um das Jahr 1800 betrug.) Dieser Bevölkerungszuwachs wird sich vor allem innerhalb der osteuropäischen Länder vollziehen, während die Bevölkerung West- und Mitteleuropas nur noch in relativ bescheidenem Maße zunehmen dürfte. Damit wird sich das Bevölkerungsschwergewicht Europas immer mehr nach dem Osten verlagern, wie sich aus folgender zusammenfassender Darstellung²⁾, in der die Entwicklung im vergangenen Jahrhundert der voraussichtlichen Weiterentwicklung bis zur Mitte dieses Jahrhunderts (1810 bis 1960) gegenübergestellt ist, zeigt:

Don der Gesamtbevölkerung Europas entfallen:

auf die	1810		1910		1930		1960	
	Mill.	p. S.	Mill.	p. S.	Mill.	p. S.	Mill.	p. S.
I. Germanische Ländergruppe . . .	59	31,6	152	34,4	149	30,0	160	26,9
II. Romanische Ländergruppe . . .	63	33,7	108	24,3	121	24,4	133	22,3
III. Slawische Ländergruppe . . .	65	34,7	187	41,7	226	45,6	303	50,8
Europa zusammen . . .	187	100	447	100	496	100	596	100

Der Anteil der germanischen Ländergruppe, der um das Jahr 1810 nicht ganz ein Drittel, vor dem Weltkrieg ein reichliches Drittel der europäischen Bevölkerung ausmachte, droht in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts auf rund ein Viertel (27 Prozent) abzusinken.

Die romanische Ländergruppe, deren Anteil an Europa zu Beginn unserer Zeitrechnung noch rund die Hälfte betrug und während des 19. Jahrhunderts von einem Drittel auf ein Viertel abgesunken ist, wird um die Mitte dieses Jahrhunderts nur noch ein Fünftel der europäischen Bevölkerung umfassen.

Die slawische Ländergruppe dagegen, deren Anteil an der europäischen Bevölkerung im Verlauf des 19. Jahrhunderts von einem Drittel auf zwei Fünftel angestiegen ist, wird um die Mitte dieses Jahrhunderts rund die Hälfte aller Europäer auf sich vereinigen.

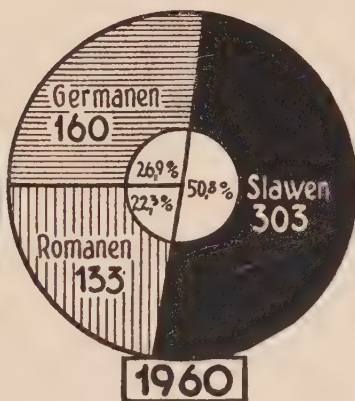
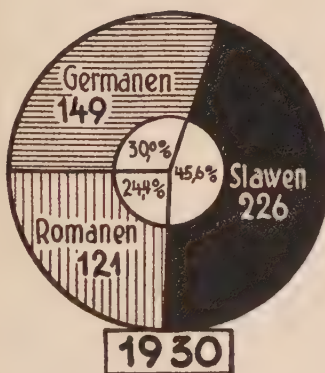
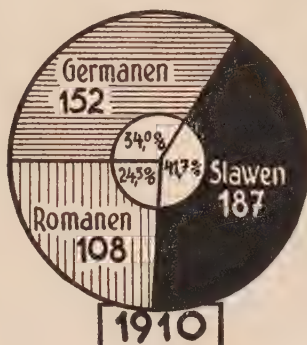
IV.

Ob die Entwicklung tatsächlich in dieser Weise verlaufen wird, vermag heute niemand vorauszusagen, weil niemand weiß, ob die den Berechnungen zugrundeliegende doppelte Prämisse „rebus sic stantibus“ und „ceteris paribus“ auch tatsächlich gegeben sein wird. Wenn auch die allgemeine Richtung der Entwicklung einigermaßen feststehen dürfte, so müssen doch hinsichtlich des Ausmaßes der Entwicklung im Einzelnen alle Vorbehalte betont werden, die grundsätzlich bei Vorausberechnungen dieser Art immer

¹⁾ Band 401 der Statistik des Deutschen Reichs.

²⁾ Wegen weiterer Einzelheiten der Berechnungsmethode und der Ergebnisse für einzelne Länder vgl. F. Burgdörfer „Volk ohne Jugend“, Seite 372.

Die Verlagerung des europäischen Bevölkerungs-Schwerpunktes in Millionen



Burgdörfer, Volk ohne Jugend

zu machen sind. Es ist sehr wohl möglich, daß Länder, in denen die Fortpflanzung schon einen bedrohlichen Tiefstand erreicht hat, durch energische bevölkerungs- politische Maßnahmen wenigstens eine Stabilisierung ihrer Geburtenziffer erreichen, wie dies neuerdings etwa in Frankreich der Fall zu sein scheint, oder auch daß eine geistige, seelische und politische Renaissance, wie sie beispielsweise jetzt das deutsche Volk durchlebt, auch eine biologische Wiedergeburt zur Folge hat oder doch wenigstens die seelische Voraussetzung dafür schafft, daß bevölkerungspolitische Maßnahmen mit Aussicht auf Erfolg ergriffen werden können.

Auf der anderen Seite muß damit gerechnet werden, daß bei der engen wirtschaft- lichen und geistigen Verflechtung der Völker untereinander die Geburtenbeschränkung als moderne Zivilisationsercheinung auch in den Ländern um sich greift, die heute noch wenig davon berührt zu sein scheinen und daß sich dann in diesen Ländern der Geburtenrückgang nach den Erfahrungen in West- und Mitteleuropa vermutlich in noch schnellerem Tempo

vollziehen wird, so daß sich auf diese Weise allmählich eine *Nivellierung* der heute noch vorhandenen Größenunterschiede des Volkswachstums vollziehen dürfte.¹⁾

Im übrigen versteht es sich von selbst, daß die Stärke und Bedeutung eines Volkes keineswegs allein durch seine Kopfszahl bestimmt wird; auch in dieser Hinsicht kann Frankreich als Beispiel gelten. Andererseits läßt sich aber nicht bestreiten, daß neben der Qualität und Reife der Bevölkerung doch auch ihrer bloßen Zahl eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukommt. Starke Unterschiede in dem Bevölkerungswachstum und damit Verschiebungen hinsichtlich des demographischen Stärkeverhältnisses der Völker innerhalb bestimmter Räume wirken sich sowohl auf die wirtschaftliche als auch die politische Struktur jener Räume aus und müssen darum als politische Faktoren ersten Ranges gelten. Sie verdienen darum, soweit die Vergangenheit in Betracht kommt, in besonderem Maße das Interesse der Geschichtswissenschaft, soweit die Gegenwart und Zukunft in Betracht kommen, das Interesse der Staatsmänner und Politiker. In einem volkstumsbewußten Staat wird darum eine aktive, die Erhaltung und gesunde Entfaltung der Volkskraft fördernde Bevölkerungspolitik im Mittel- und Brennpunkt der gesamten Staatspolitik stehen müssen.

R. P.

Die farbige Weltrevolution

Glücklich wird niemand sein, der heute irgendwo in der Welt lebt.
Oswald Spengler.

Die neue Schrift von Oswald Spengler „Jahre der Entscheidung“, Erster Teil „Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung“ (München, C. S. Beck). Könnte wie ein Kassandraruf wirken. Sie ist jedoch viel mehr, denn Spengler zeigt freilich Gefahren von unerhörtem Ausmaß auf, hält sie jedoch nicht für unabwendbar, sondern deutet den Weg an, wie sie überwunden werden können, wenn auch das Eigentliche hierüber wohl erst im zweiten Teil zu lesen sein wird. Das Buch war in seinen Hauptteilen fertig vor dem politischen Umbruch dieses Jahres, den niemand stärker herbeigesehnt hat als Oswald Spengler, da er „die schmutzige Revolution von 1918 vom ersten Tage an gehaßt hat als den Verrat des minderwertigen Teiles unseres Volkes an dem starken, unverbrauchten, der 1914 aufgestanden war, weil er eine Zukunft haben mußte und haben wollte“. Spengler aber warnt in seiner Einleitung eindringlich davor, das Erreichte in irgendeiner Weise zu überschätzen und die Mobilisierung mit dem Sieg zu verwechseln. Er stellt das deutsche Schicksal in das Weltgeschehen und zerstört mit harter Hand alle Illusionen eines Inselbauseins. Ursprünglich

¹⁾ So ist beispielsweise in Polen von 1925 bis 1932 die absolute Geburtenzahl von 1 037 000 auf 932 000, die auf 1000 Einwohner berechnete Geburtenziffer von 35,2 auf 28,7 abgesunken. Allerdings ist die polnische Geburtenziffer erheblich größer als die deutsche, die 1932 nur noch 15,1 auf Tausend betrug, und die absolute Geburtenzahl Polens mit seinen 32 Millionen Einwohnern ist fast ebenso groß wie die des Deutschen Reiches, das bei doppelt so großer Bevölkerung 1932 nur noch 978 000 Geburten hatte. Vgl. hierzu auch meine Auseinandersetzung mit dem Deputierten Gratien u. a., die voraussichtlich im Oktoberheft der von Reichsminister R. Walther Darré herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Agrarpolitik“ unter dem Titel „Volk ohne Raum — Volk ohne Jugend“ erscheinen wird.

sollte sein Buch heißen „Deutschland in Gefahr“, der neue Titel ist die einzige Aenderung in seiner Konzeption, und Spengler läßt bei der rückhaltlosen Bejahung des deutschen Geschehens keinen Zweifel daran, daß das Eigentliche seiner Ansicht nach erst noch getan werden muß und daß durch die Gesundung im Inneren zunächst nichts als eine Grundlage dafür geschaffen ist, daß der einzige Erfolg, den es gibt, der außenpolitische, erreicht werden könnte. Mit Unbehagen sieht er das ständige Feiern dieser geglückten Mobilmachung und möchte es aufgespart wissen für den Tag wirklicher und endgültiger Erfolge, nämlich der außenpolitischen.

Spengler will kein Wunschbild der Zukunft geben und noch weniger ein Programm zu dessen Verwirklichung, sondern in schonungsloser Offenheit nur die Tatsachen hinstellen, mit denen wir jetzt und in der Zukunft zu rechnen haben. Mit der ihm eigenen, den menschlichen Zugang zuweilen eher versperrenden als erleichternden Art nimmt er für sich den weiteren Blick als andere in Anspruch. Das Recht zur Kritik wird ihm niemand bestreiten; ob aber das Bild der Lage, in anderer Form vorgetragen, nicht größere Wirksamkeit verbürgt hätte, darüber zum Schluß ein Wort.

Er stellt ausdrücklich fest, daß nicht die nationale Machtergreifung in seinen Augen eine Gefahr ist, sondern daß die Gefahren seit 1848, zum Teil schon sehr viel länger vorhanden waren und fortbestehen werden, weil sie nicht durch ein Einzelereignis beseitigt werden können. Denn dieses Einzelereignis bedarf erst einer jahrelangen und richtigen Sortentwicklung, um zur Begegnung der Gefahren wirksam verwandt werden zu können. Hier spricht ein Mann, dem Angst um Deutschland, um sein heißgeliebtes Deutschland, das Herz bewegt, ähnlich wie sich der größte deutsche Staatsmann nachts mit Alpträumen um Deutschlands Zukunft quälte. Die Mahnungen und Warnungen Spenglers, die deutsche Zukunft einzig im Verhältnis zur Welt zu sehen, dürfen nicht auf unfruchtbaren Boden fallen. So ist es Pflicht eines jeden verantwortungsbewußten Deutschen, Hemmungen beseitigen zu helfen, die vielleicht aus Spenglers Art heraus seinen Warnungen den Weg zu maßgebenden Stellen versperren könnten.

I.

In dem Abschnitt „Die Weltkriege und Weltmächte“ zeichnet Spengler unter völliger Ausschaltung des veränderten Bildes im Inneren das unverändert gefährliche Bild der äußeren Gesamtlage. Er schildert die Entwicklung seit 1770. Er gibt mit der ihm eigenen Bitterkeit und dem hochmütig stolzen Absprechen eines überragenden Besten, der seine Ueberlegenheit sehr stark betont, ein fast apokalyptisches Bild von der furchtbaren Zerstörung der inneren wie der äußeren Kräfte, die der Rationalismus und Liberalismus über die Welt gebracht haben. Eine immer erbärmlicher werdende Welt ohne geschichtliches Empfinden und ohne Achtung vor den aufbauenden und organisch wirkenden Kräften des Lebens zerstörte gerade dank ihrer inneren Kleinheit das Europa, das einst mit Recht den Anspruch auf die Lenkung der Geschichte der gesamten Welt erheben konnte. Hier stoßen wir auf bekannte Gedankengänge, die Spengler schon in seinem „Untergang des Abendlandes“ und in der Schrift, die wie keine andere gerade auch auf die jüngere Generation wirksam geworden ist, „Preußentum und Sozialismus“*) in anderer Form gesagt hat. Von Rousseau an mit seinem verhängnisvollen Evangelium sind die natürlichen, eingeborenen Instinkte der Menschen systematisch

*) In einer weiteren Buchveröffentlichung „Politische Schriften“ ist diese Arbeit mit vier bisher unveröffentlichten Aufsätzen „Das Doppelantlitz Rußlands und die deutschen Ostprobleme“, „Neue Formen der Weltpolitik“, „Das Verhältnis von Wirtschaft und Steuerpolitik seit 1750“, „Das heutige Verhältnis zwischen Weltwirtschaft und Weltpolitik“ und den Arbeiten „Politische Pflichten der deutschen Jugend“, „Neubau des deutschen Reiches“ neu erschienen, die insgesamt eine ausgezeichnete Einführung in Spenglers großes Werk „Untergang des Abendlandes“ und darüber hinaus eine Fortführung dieses Werkes enthalten. (München, J. F. Beck.)

zerstört, alle organischen Zusammenhänge zerstört und widernatürliche Gebilde wie die einzelnen politischen und wirtschaftlichen Organisationen geschaffen, lediglich als Kampfmittel und Faktoren im Vernichtungskampfe gegen die organischen Kräfte und unter Mißbrauch der irreführten Massen. Nicht Marx ist der eigentlich Schuldige, sondern marxistische Auffassung, wie wir sie bekämpfen, gab es lange vor Marx.

In einem zweiten großen Abschnitt schildert er dann die „weiße Weltrevolution“. Er stellt mit großer Härte fest, daß die Weltrevolution ihr Ziel erreicht hat. Sie droht nicht mehr, sie triumphiert, sie hat gesiegt. Wer hier vor die Augen zumacht, auch unter den Anhängern der Weltrevolution selber, steht unter dem ewigen Verhängnis menschlicher Geschichte, die dem Kämpfer am Ziel mit grausamer Klarheit zeigt, daß das erreichte Ziel ganz anders aussieht als das gewollte und daß der Kampf dafür die Mühe nicht gelohnt hat. Der Uebergang vom Liberalismus zum Bolschewismus zerstörte in seiner ersten Etappe die politischen Mächte. Sie sind heute zerfressen und zerfallen. Seit 1848 wurde als Ziel die Vernichtung der organischen Mächte des Wirtschaftslebens, die man törichterweise Kapitalismus nannte, angestrebt. Die seit fast einem Jahrhundert vorausgesagte Katastrophe der Wirtschaft ist da. Denn die Weltwirtschaftskrise ist nicht, wie die Welt in Selbsttäuschung immer noch glaubt, eine vorübergehende Folge von Krieg, Revolution, Inflation und Schuldenzahlung, sondern sie ist in allen wesentlichen Zügen das Ergebnis einer zielbewußten Arbeit der Führung des Proletariats. Den Weltkrieg hat nach Spengler der Arbeiterführer gewonnen. Die Gewerkschaft der Parteibeamten und die Bürokratie der Revolution regiert heute die abendländische Zivilisation, die systematische Ausraubung der Gesellschaft ist durchgeführt. Das war nach Spengler die Löhnung der Söldner im Klassenkampfe. Mit Schärfe wendet sich Spengler gegen den Irrtum, daß dieser Zusammenbruch von allem, was Jahrhunderte aufgebaut haben, als gewollt abgelehnt wird. Er ist gewollt gewesen, und Spengler glaubt es zu beweisen. Die Tatsache der politischen Löhne unterstreicht er mit wirksamsten Argumenten. Ihre wirtschaftlich untragbare Höhe war rein politisch bestimmt. Die höhere Wertarbeit wurde zugunsten der niederen so stark wie nur möglich belastet.

Das läßt er nun in den großen Weltzusammenhang einmünden. Nach ihm beruhte die Ueberbezahlung der weißen Arbeit auch auf der Unterbezahlung der farbigen Arbeit. Schon 1900 war der Bau der weißen Wirtschaft untergraben. Er mußte auf die Länge unter dem Druck der politischen Löhne und dem Sinken der persönlichen Arbeitsdauer, der Sättigung aller fremden Absatzmärkte und dem Entstehen fremder, von den weißen Arbeiterparteien unabhängiger Industriegebiete zusammenbrechen. Der große Krieg hielt diesen auf die Länge nicht zu vermeidenden Zusammenbruch nur nicht länger auf, bewirkt hat er ihn nicht. Heute feiern 30 Millionen weißer Arbeiter trotz der großen Menschenverluste im Kriege, auch in Ländern, die gar nicht in den Krieg verwickelt waren. Damit beweist Spengler, daß die Arbeitslosigkeit und die Wirtschaftskrise nicht Folgen von Kriegsschulden oder verunglückten Währungsexperimenten sind. Denn die Arbeitslosigkeit steht überall genau im Verhältnis zur Höhe der politischen Tariflöhne. Sie trifft die einzelnen Länder genau im Verhältnis zur Zahl der weißen Industriearbeiter. Er warnt eindringlich davor, daß man die Arbeitslosigkeit abschaffen könne durch Arbeitsbeschaffung von überflüssiger und zweckloser Arbeit. Denn eine neue notwendige, ertragreiche und zweckvolle Arbeit gibt es unter den Bedingungen, unter denen wir leben, nicht. Er lehnt auch den Autarkiegedanken als das letzte verzweifelte Mittel der todkranken Nationalwirtschaften ab. Die Wirtschaft ist kein Reich für sich, mit der großen Politik unauflöslich verbunden, ist sie ohne starke Außenpolitik nicht denkbar. Einen Kampf für die Verteidigung der Nationalwirtschaften hält er für aussichtslos, da der Feind sich in der belagerten Festung befindet und der Verrat in Gestalt des Klassenkampfes schon sein Werk getan hat.

Spengler sagt voraus, daß die Weltrevolution nicht zu Ende ist, daß sie vielleicht sogar das Ende dieses Jahrhunderts noch überdauern wird. Mit der geschichtlichen Unerbittlichkeit eines großen Schicksals geht sie unaufhaltsam ihren letzten Entscheidungen entgegen. Es gibt heute nur noch zwei natürliche Parteien: der weiße Bolschewismus und seine Gegenkräfte. Er spricht auch dem Faschismus das Urteil. Nicht Parteien, sondern Heere sind die künftigen Formen der Macht, Heere von selbstloser Ergebenheit in der Hand des Diktators, des neuen Caesar. Die Rettung der weißen Menschheit ist nach Spengler nur möglich, wenn Deutschland sich auf das „Preußentum“, wie Spengler es sieht, als Tatsache in sich besinnt und mit diesem Schatz von vorbildlichem Sein gegenüber der von blutlosen Ideologien hin und her getriebenen Menschheit als Erscheinung der weißen Welt seine Aufgabe sucht und so vielleicht noch ihr Retter werden kann.

II.

Denn riesengroß erhebt sich hinter den Weltkriegen und der im vollen Fluß befindlichen proletarischen Weltrevolution die schwerste aller Gefahren: die farbige. Zwei Weltrevolutionen größten Ausmaßes bedrohen die weiße Zivilisation: der Klassenkampf und der Rassenkampf. Die farbige Welt reicht weiter, als gemeinhin angenommen wird; nicht nur Afrika, die Indianer mit Negern und Mischlingen in Südamerika, islamische Völker, China, Indien bis zum Malaischen Archipel hin, sondern vor allen Dingen Japan und Rußland gehören dazu. Denn Rußland ist bewußt außerhalb Europas getreten und fühlt sich als Vorkämpfer Asiens. Das ist neben dem Sieg des Arbeitersozialismus über die Gesellschaft der weißen Völker die zweite revolutionäre Folge des Weltkrieges.

Hier wird eindringlich die Verräterrolle klar, die Frankreich, wie in früheren Jahrhunderten, jetzt gegenüber der weißen Rasse spielt. Auch England ist von diesem Verbrechen nicht freizusprechen. Denn die Tatsache, daß die Farbigen der ganzen Welt in Massen auf europäischem Boden von ihren weißen Führern gegen andere Weiße eingesetzt wurden, die Geheimnisse der modernsten Kriegsmittel, aber auch die Grenzen ihrer Wirkung kennenlernten, hat die Farbigen im Innersten aufgerufen und aufgewühlt. Sie begannen, die Weißen zu verachten. So hat nicht Deutschland, sondern das Abendland den Weltkrieg verloren, als es die Achtung und die Furcht der Farbigen verlor.

Rußland und Japan sind heute die einzigen aktiven Mächte der Welt, dadurch ist Asien das entscheidende Element des Weltgeschehens geworden. Unter seinem Druck handeln die weißen Mächte, ohne es zu merken. Nachdem die Revolution von unten in der Gestalt des Arbeitersozialismus durch die politischen Löhne Breschen gelegt hatte, drang die farbige Wirtschaft, von Rußland und Japan geführt, mit der Waffe niedriger Löhne ein und ist im Begriff, die Zerstörung zu vollenden. Die politische-foziale Propaganda durchdringt ganz Indien und China. Sie hat auf Java und Sumatra eine Rassenfront gegen die weißen Herren ausgerichtet, sie wirkt mit großen Erfolgen bei der indianischen Rasse in Südamerika, und sie erzieht den Neger erstmalig zu einem Gemeinschaftsgefühl auf der Grundlage des Hasses gegen die Weißen. Die farbige Weltrevolution dringt vor unter sehr verschiedenen Tendenzen: nationale, wirtschaftliche, soziale. Bald kämpft sie gegen weiße Regierungen von Kolonialreichen, bald gegen die Macht diplomatischen Geldes, bald gegen das Christentum in jeder Form, gegen Sitte und Brauch, gegen Weltanschauung und Moral. Triebkräfte sind der Haß gegen die weiße Rasse und der unbedingte Wille, sie zu vernichten.

Die Frage, die noch zu beantworten bleibt, ist nur, ob der Sturz der weißen Mächte noch aufzuhalten ist. Die farbige Welt ist im Zusammenschluß begriffen, die weiße hält es für richtig, nach wie vor mit kriegerischen und anderen Mitteln sich selbst zu zerfleischen. Hier sagt Spengler außerordentlich nachdenkliche Worte zur Frage der

Rassen überhaupt. Er lehnt die ab, die so viel von Rassen reden, weil das schon ein Beweis wäre, daß sie keine haben. Starke Rasse ist nach ihm das ewig Kriegerische in dem Typus des „Raubtieres“ Mensch, den Spengler in seinen früheren Schriften schon entwickelt hat. Möglichkeiten für Deutschland liegen darin, daß seine politische Vergangenheit ihm keine Gelegenheit gab, sein wertvollstes Blut und seine großen Begabungen zu verschwenden. Die Rasse im Volkstum schließ und wartete auf den Weckruf einer großen Zeit. Bei uns ist noch ein Schatz von tüchtigem Blut vorhanden, wie kein anderes Volk ihn besitzt. Spengler meint, daß dieser Schatz geweckt werden kann und durchgeistigt werden muß, wenn man ihn für die gewaltigen Aufgaben der Zukunft einsetzen soll.

Das sind die Aufgaben, vor denen wir heute stehen. Hier müßte eine Erziehung einsetzen, die Spengler preußisch nennt. Eine Erziehung, welche durch lebendiges Vorbild die schlafenden Kräfte weckt, nicht Schule, Wissen, Bildung, sondern seelische Zucht, die das herausholt, was noch da ist, es stärkt und zu neuer Blüte bringt und damit den Willen zu kämpfender Selbstbehauptung weckt. Die Farbigen sind nicht Pazifisten, denn sie hängen nicht an einem Leben, dessen Länge sein entscheidender Wert ist. Sie werden das Schwert aufnehmen, wenn wir es niederlegen.

Und nun reißt sich die letzte, größte Gefahr auf. Was wird geschehen, fragt Spengler, wenn sich eines Tages Rassenkampf und Klassenkampf zusammenschließen, um der weißen Welt ihr Ende zu bereiten? Keine der beiden Revolutionen wird die Hilfe der anderen verschmähen zu diesem Ziel, weil sie deren Träger verachtet, denn gemeinsamer Haß löst gegenseitige Verachtung aus. Es gibt ja auch die Möglichkeit, daß sich an die Spitze dieser Revolution ein weißer Abenteurer stellt, dessen wildes, ungebrochenes Blut ihn heraustreibt aus den sterbenden Formen unseres Lebens.

So zeigt Spengler, wie die kleinen Nöte von Wirtschaftsfragen und innerpolitischen Idealen abgelöst werden von den elementaren Mächten des Lebens selbst, die den Kampf um alles oder nichts aufnehmen. Er glaubt nicht an die Möglichkeit, daß irgendwie in der Zukunft Parteien, seien sie faschistisch oder nationalistisch, bestehen können. Als formgebende Macht sieht er nur den kriegerischen preußischen Geist überall, nicht nur in Deutschland. Spengler schließt mit der Frage: „Vor den großen Entscheidungen sinken die kleinen Ziele heutiger Politik in nichts zusammen, und wessen Schwert hier den Sieg erlächelt, der wird der Herr der Welt sein. Da liegen die Würfel des ungeheuren Spiels. Wer wagt es, sie zu werfen?“

III.

Nimmt man widerspruchslos Spenglers These an, so ist in dem ganzen Gebäude der gewaltigen Konzeption kein Bruch und kein Fehler. Zu fragen bleibt aber, ob die These als solche unanfechtbar richtig ist und ob nicht auch hier ein unbewusstes Element materialistischen Denkens, das Spengler allen Menschen dieser Zeit unterstellt, mitbestimmend sich bemerkbar macht in der Ueberschätzung von rein wirtschaftlichen Vorgängen als Triebkräften des Weltgeschehens. Die seelischen Voraussetzungen für das Entstehen der Arbeiterbewegung bleiben ganz unberücksichtigt, trotzdem doch sie erst die Möglichkeit schufen, daß die „Führer“ ihre verhängnisvolle Rolle spielen konnten. Ohne ihre Einsetzung in die Rechnung entsteht der Eindruck einer Versimpelung historischen Geschehens.

Zu fragen ist weiter, ob nicht die Aufgabe, die sich nach Spengler ergibt, schon im Abendlande von bestimmten Persönlichkeiten erkannt und in Angriff genommen ist. Auch wir glauben, daß das nächste Zeitalter ein Zeitalter größter Weltkriege sein wird, in denen es zunächst um die Führung des Abendlandes und dann um die Behauptung der Weißen gegenüber dem farbigen Ansturm unter dieser Führung gehen wird.

Schon jetzt prallen im Abendland zwei Ideen aufeinander, die um die Führung ringen. In allen Ländern ist — sichtbar oder noch verdeckt — alles Parteiwesen und damit jeder Versuch künstlicher Gliederung der Völker zusammengebrochen. Das — im eigentlichen Sinne — konservativ-revolutionäre Prinzip, das den Führergedanken und die organische Gliederung des Volkes und damit die Einstufung auch des Arbeiters beinhaltet, steht vor dem Siege: das bejahen mehr Arbeiter, als Spengler annimmt. Damit wird gleichzeitig die Frage des „Reiches“ brennend. Es muß sich bald herausstellen, ob die Idee des Imperium Romanum oder die Idee des heiligen römischen Reiches deutscher Nation die Führung in die Hand bekommt. Diesen Entscheidungen gegenüber verblässen alle Sorgen innerdeutscher Kämpfe, die auch wir nur als Mobilmachung für die Entscheidungsschlacht ansehen können.

Zum Schluß ist zu fragen, ob zur Wirkfammachung seiner Gedanken Spengler nicht einen anderen Weg hätte wählen sollen. Es ist nicht gut, wenn ein Mann von großer Vision mit Galle statt mit Tinte schreibt und manche infolgedessen mit Hochmut und sehr fühlbarer Geringschätzung zurückstößt, deren Verständnis für seine Konzeption zu gewinnen seine eigentliche Aufgabe ist. Der Politiker Spengler muß auch Diplomat sein aus Verpflichtung gegen seine Sendung. Die mögliche Ausnutzung seines Buches gegen Deutschland im Auslande hat er überhaupt nicht bedacht. Der unerbittliche Denker sollte böse Formeln verschmähen, wenn sie auch noch so herrlich pointiert sind, denn sie sind zu billig für einen Spengler. Dem wunderbar boshaften Satz: „Mangel an Intelligenz ist noch keine Ueberwindung des Rationalismus“ könnte man entgegenhalten: „Und Grobheit allein ist noch keine Widerlegung.“

Spengler ist nicht so einsam, wie er annimmt und — manchmal muß man es fast glauben — sein möchte. Auch für den großen Denker ergibt sich heute eine neue Form von Dienst, die freilich jeden Rest eines hochmütigen Individualismus ausschließt.

Spengler wäre berufen, im innersten Rat einer gewaltigen Bewegung dafür zu sorgen, daß die wirkliche Aufgabe richtig erkannt wird und daß man Vorbereitungen nicht verwechselt mit Gelingen, sondern stets nur als wichtige, aber untergeordnete Mittel ansieht, um bereit zu sein zum letzten entscheidenden Kampf um die Macht der Welt.

Hanns Prehn-Dewitz

Japans Dumping auf den Weltmärkten

Japan, das Land der aufgehenden Sonne, steht heute im Mittelpunkt des weltwirtschaftlichen Interesses. In den kurzen Jahren des Friedens hat es verstanden, eine Industrie aufzubauen, die sich immer mehr dazu anschickt, den großen Industriestaaten der alten und neuen Welt gefährliche und ausdauernde Konkurrenz zu bieten. Sehr mit Recht hat man deshalb in neuester Zeit bereits von einem japanischen Dumping auf dem Weltmarkt gesprochen.

Ohne Frage hat in erster Linie die starke Bevölkerungszunahme Japan auf den Weg der Industrialisierung getrieben. Betrug die Gesamtbevölkerung der japanischen Inseln im Jahre 1920 noch 56 Millionen Seelen, so belief sie sich 1931 bereits auf 64,5 Millionen, um bis 1933 auf 65,7 Millionen zu steigen. Mit diesem schnellen Anwachsen der Be-

völkering wurde selbstverständlich die Lösung der Frage nach auskömmlichen Lebensmöglichkeiten zur Notwendigkeit. Die Entwicklung der japanischen Wirtschaft zeigt in den letzten Jahren unzweifelhaft zahlreiche Momente, die jenen der deutschen in der Vorkriegszeit ähneln. Hier wie dort sehen wir den gleichen Bevölkerungsdruck, die Bevorzugung der technischen Entwicklung, des Exports und die Unterbewertung des eigenen Grund und Bodens als Ernährungsgrundlage. Es mußte also auch hier zu Verjuchungen kommen, die wachsende Bevölkerung durch industrielle Ausfuhrüberschüsse vom fremden Boden zu ernähren.

Die Innensiedlung, die wohl in Korea, Formosa, Sachalin oder Hokkaido möglich gewesen wäre, wurde von der Regierung weniger in Rechnung gezogen. Die Außensiedlung durch Auswanderung aber war in weitestem Maße versperrt. Australien und die Vereinigten Staaten, die am ersten in Frage kommenden überseeischen Auswanderungsländer, hatten sich der asiatischen Einwanderung in ihre Länder widersetzt.

Was blieb anders übrig, als die japanische Industrie aufzuzüchten. Dies ist in den letzten Jahren restlos gelungen, und nun gibt es für Japan nur noch ein Ziel: Vermehrung der Ausfuhr und möglichste Drosselung der Einfuhr.

Da der Export japanischer Waren nach China in den letzten Jahren stark zurückgegangen war — er betrug im Jahre 1929 489,5 Millionen Yen gegen 254,8 Millionen Yen im Jahre 1932 — handelte es sich für den japanischen Exporteur vor allen Dingen darum, neue, außerasiatische Ausfuhrgebiete zu erobern. Er suchte und fand diese auf fast allen Märkten der neuen und alten Welt. Damit aber war nicht nur Amerika, sondern auch Europa ein nicht zu unterschätzender Konkurrent entstanden. Die Hauptausfuhrprodukte, wie Rohseide, Baumwollstoffe, Baumwollkleider, Baumwollgarne, Porzellan, Papier, Kohle, Eisenwaren, Zement, Glaswaren, Kunstseide, wurden in ständig steigendem Maße auf die Weltmärkte geworfen. So konnte Japan seinen Export an Baumwollwaren nach Ägypten in den letzten Jahren verdoppeln und sich auf den türkischen Märkten mit gutem Erfolge festsetzen. Durch die fortschreitende japanische Baumwollindustrie wird in erster Linie die englische Ausfuhr bedroht, doch auch Deutschland als zweitgrößtes Baumwollindustrieland Europas hat darunter zu leiden.

Die japanische Kunstseidenerzeugung ist in den letzten sechs Jahren von 5,5 Millionen lbs. auf 68 Millionen lbs. gestiegen. Die japanischen Kunstseidenerzeugnisse machen heute den italienischen Produkten schwere Konkurrenz. Die billigen japanischen Spielwaren haben die deutschen in den Vereinigten Staaten nahezu an die Wand gedrückt.

Holland wird mit japanischen Gummiwaren (Schläuchen, Ballons, Spielzeug), mit elektrischen Glühlampen und Fahrrädern überschwemmt. Selbst gußeiserne Rohre für Wasserleitungen in Groningen und Ysselmonde werden von Holland aus dem Fernen Osten bezogen. Die japanischen Exporteure gehen mit Preisangeboten ins Geschäft, die weit unter denen der Weltmärkte liegen. So werden in Holland Glühlampen zu 3 Cents, Fahrradschläuche zu 10 Cents auf den Markt gebracht.

Der niedrige Stand des Yen, der im mittleren Durchschnitt im Jahre 1933 nur noch 41,76 Prozent gegen 56,75 (1932) und gar 99,17 (1930) beträgt, gibt Japan von vornherein eine wohl zu schätzende Ausfuhrprämie gegenüber den andern Ausfuhrländern, deren Valuten nur 30 bis 40 Prozent gesunken sind, oder die noch am Goldstandard festhalten. Sinzu kommen aber noch eine ganze Reihe anderer günstiger Momente, die den japanischen Export im Konkurrenzkampf auf den Weltmärkten ganz wesentlich unterstützen und fördern. Zunächst die Billigkeit der japanischen Waren. Der Japaner kann weit billiger produzieren, als alle anderen Export- und Industrieländer.

Die Indexzahl der japanischen Lebenshaltungskosten ist international die relativ niedrigste und wird wohl nur noch von der chinesischen übertroffen. Sie beträgt 58.

Dagegen weisen als Indexziffer auf:

Die Vereinigten Staaten	114,5
Großbritannien	97
Frankreich	106,2
Italien	110
Deutsches Reich	116,6

Diesen niedrigen Haushaltskosten sind selbstverständlich auch die Löhne angepaßt.

Sie betragen, um nur einige Beispiele zu nennen, pro Tag:

für Seidenhasplerinnen etwa	0,60—0,70 Jen *)
„ Baumwollspinnerinnen	0,80 „
„ Baumwollweberinnen	0,70 „
„ Seidenhandweberinnen	1,10—1,20 „
„ Dreher	2,30 „
„ Feinmechaniker	2,60 „
„ Japanpapierarbeiter	1,30 „
„ Europapapierarbeiter	1,50 „
„ Streichholzarbeiter	1,05 „
„ Streichholzarbeiterinnen	0,60 „
„ Porzellanarbeiter	1,60 „
„ Glasbläser	2,30 „

Die außerordentlich niedrigen Lohnsätze kommen aber nicht etwa für eine tägliche achtstündige Arbeitszeit, sondern in der Regel für täglich zehn- bis elfstündige Arbeit in Betracht. Selbst die dem internationalen Arbeitsamt in Genf vorgelegten Vorschläge zur zwischenstaatlichen Regelung der Arbeitszeit in der sogenannten 40-Stunden-Woche, machen ausdrücklich für Japan in Hinsicht auf die besondere Gestaltung seines Arbeitsmarktes eine Ausnahme und billigen ihm die 60-Stunden-Woche zu.

Japan, das auf dem Gebiete der Industrialisierung außerordentlich schnelle Fortschritte macht, hat es bisher verstanden, seine Ausfuhr durch wohlvorbereitetes Dumping auf den Weltmärkten (sehr niedriges Preisniveau seiner Waren) auf einer Höhe zu halten, die ihm die Weltkrise der Arbeitslosigkeit bisher fast ganz ferngehalten hat.

Japan, das heute eine Bevölkerung von 65,7 Millionen Menschen aufweist, gibt in den letzten statistischen Mitteilungen (1933) die Zahl seiner Arbeitslosen mit 380 000 an. Dagegen weist Großbritannien (64 Millionen Einwohner) 2,8 Millionen Arbeitslose, und das Deutsche Reich, heute ja in erfreulicher Abnahme, noch 4,07 Millionen Arbeitsloser auf. Der durchschnittliche Beschäftigungsgrad in Japan, der für das Jahr 1930 mit 82 (1926 = 100) angegeben wurde, fiel in den Jahren 1931 und 1932 bis auf 74,5 Prozent, um heute wieder 80,5 Prozent zu erreichen.

Der Produktionsindex aber ist infolge der vermehrten Industrialisierung ganz erheblich gestiegen. Er betrug im Jahre 1926 100, 1930 102,5, fiel 1931 auf 102,1 um 1932 auf 117,1 und 1933 bis auf 131,9 aufzuschnellen. Die aus Arbeitslohn (in Japan kommt neben der Frauenarbeit auch Kinderarbeit in den einzelnen Industriezweigen stark in Frage) und Arbeitszeit resultierenden niedrigen Herstellungskosten drücken sich aus in den Großhandelspreisen. Diese betragen, wenn wir die Großhandelspreise für 1913/14 = 100 setzen, für Japan heute 52,5, Frankreich 79, Vereinigte Staaten 63, Großbritannien 68 und für das Deutsche Reich 91.

Japan ist heute mehr denn je in der Lage, allen handeltreibenden Nationen auf den Weltmärkten mit außerordentlich billigen Preisangeboten schwerwiegende Konkurrenz zu machen. Da die Japaner überdies imstande waren, die von den alten Industrieländern entwickelten Herstellungsverfahren zu übernehmen, so konnten in ihren Kalkulationen die Vorbereitungskosten (Laboratorien, Entwürfe) meist fehlen.

*) Ein Jen = 0,84 Mark.

Neuerdings geht die japanische Industrie daran, sich zu großen, stoßkräftigen Konzernen zusammenzufassen. Die japanische Eisenindustrie, die schnell aufblühende Bierindustrie (zur Eroberung des nassen Amerika), die Kunstseiden-Industrie haben sich unter staatlicher Hilfe (der japanische Reichstag bewilligte zu diesem Zwecke 360 Millionen Yen) zusammengeschlossen. Der stetige Aufschwung der japanischen Industrie geht wohl am besten aus folgenden Einzelberichten hervor. Im Jahre 1912 importierte Indien noch 98 Prozent seiner Baumwollwaren aus England und weniger als 1 Prozent aus Japan. 1931 war aber das Verhältnis bereits so verändert, daß Indien nur noch 56 Prozent seiner Baumwollwaren von England einfuhrte, dagegen 44 Prozent von Japan. Gegenwärtig aber kaufen die japanischen Spinnereien mehr Rohbaumwolle von Indien als England und senden ihre Fertigfabrikate nach Indien zurück.

Dem Malaisischen Archipel wird berichtet, daß die japanischen Waren zu $\frac{1}{10}$ des Preises der englischen Waren gleicher Qualität angeboten und verkauft werden. Heute sind schon die englischen Märkte mit japanischer Kunstseide, die erst seit kurzem in Japan fabrikmäßig hergestellt wird, überschwemmt.

Ehe Japan sich in der Mandschurei festgesetzt hatte, fehlten dem Lande der aufgehenden Sonne vielfach die Rohmaterialien. Jetzt hat es solche in reichlichem Besitz. Die Mandschurei birgt Mineralschätze im Ueberfluß — dazu Lebensmittel (vor allen Dingen die so wichtige Soja-Bohne), so daß der Vorrat an Lebensmitteln sich für Japan geradezu verdoppelt hat. In Mandschukuo sind unter Beteiligung der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft (S. M. E.) und des japanischen Staates eine ganze Reihe großer kapitalkräftiger Gesellschaften zur Förderung und Ausnutzung der Rohprodukte neu entstanden. So die Showa Stahlwerke A. G. mit einem Kapital von 100 Millionen Yen. Die Mandschurische Kohlen A. G. mit einem Kapital von 16 Millionen Yen. Die Mandschurische Chemische Industrie A. G. mit einem Kapital von 25 Millionen Yen. Die Mandschurische Schwefel A. G. mit einem Kapital von 20 Millionen Yen. Der japanisch-mandschurische Baumwollverband mit einem Kapital von 40 Millionen Yen. Die Onado-Zement A. G. mit einem Kapital von 16 Millionen Yen. Die japanisch-mandschurische Zement A. G. mit einem Kapital von 5 Millionen Yen. Die S. M. E. ist überdies Besitzerin der Fushun Gruben. An Fushun-Kohlen werden täglich 20 000 Tonnen gefördert. Der Kohlenarbeiter erhält (auch ein Beitrag zum japanischen Lohnniveau) 80 Yen Silber = RM. 0,68 per Tag.

Heute werden nicht nur die Märkte der neuen, sondern auch der alten Welt mit japanischen Waren geradezu überschwemmt. Japanische Gummischuhe, Fahrräder, Glühlampen, Uhren, Seifen, keramische Erzeugnisse in bunter Vielfalt, Textilwaren, Knöpfe, Bronze-, Kupfer- und Messingwaren, Drähte für elektrischen Strom, elektrische Maschinen rivalisieren erfolgreich mit den Produkten der alten Industrieländer.

Überall versteht Japan infolge seiner weitaus günstigeren und billigeren Herstellungsbedingungen als in den anderen Industriestaaten die Weltmarktpreise zu unterbieten. Das japanische Dumping ist heute an der Tagesordnung. Dabei darf eins nicht verkannt werden: daß die japanischen Waren im Gegensatz zu früher, als vollwertige Güter zu betrachten sind. Japan ist mit großem Nutzen dazu übergegangen, Qualität zu liefern.

„Hands off Asia“ ist heute Japans Kriegs- und Schlagwort — es schließt die Welt des gelben Mannes den weißen Rassen gegenüber, denen es wohl im Export, im Dumping, seine Fabrikate aufzudrängen sucht, gegen deren Ausführprodukte es sich aber ebenso mächtig abzuschließen sucht.

Man hat so oft von einer gelben Gefahr gesprochen — die wirklich gelbe Gefahr liegt heute im wirtschaftlichen Dumping der Welt, das von Japan ausgeht und sich zum Ziel setzt, Japan auf den Märkten der Welt als Händler- und Erzeugernation an die erste Stelle zu setzen.

Kain / Novelle

Sie machten dem Andreas Barneder die kleine Klapptüre auf, und sie schlossen den engen Raum gleich wieder, daß er keine Freiheit hatte zwischen dem hohen Abschluß der Bank auf der einen Seite und dem starren Polizisten auf der anderen Seite, wo die Klapptüre war. Dann traten die Herren vom Gericht durch die Mitteltür herein, die hundert Menschen im Saal scharren ehrfürchtig, und die Geschworenen standen steif, bis der Vorsitzende sich niedersetzte. Zu beiden Seiten des hohen Stuhles wurden Sessel gerückt, es scharren noch eine Weile, während die Menschen hinten im Saal schon mit einem kleinen Bangen hinhorchten auf die ersten Worte.

„Andreas Barneder — wegen Totschlags. Ich bitte, die Zeugen aufzurufen zur Eidesbelehrung.“ Der Herr Vorsitzende hatte eine magere Stimme, die in der Weite des Raumes ertrank, sie fand nicht einmal recht zu den Zeugen, die lärmend hereinkamen und sich in einer demütigen Reihe vor dem Richtertisch aufstellten. Sieben Bauernmenschen hörten hin, als der Vorsitzende von der Heiligkeit des Eides sprach und Strafen androhte für jeden Mißbrauch dieser Anrufung Gottes. Sieben Bauernmenschen gingen wieder, und ihr Gehen schaffte endlich die Ruhe, daß hundert andere es hören konnten:

Der Bauersjohn Andreas Barneder sei hinreichend verdächtig, vorsätzlich, jedoch nicht mit Ueberlegung, einen Menschen getötet zu haben.

Danach hielt der Vorsitzende dem Andreas Barneder, Bauersjohn in Barnöb, in allen Einzelheiten vor, wie er seinen Bruder, mit dem er schon lange in einem unerträglichen Verhältnis gelebt, am Abend des neunzehnten Juli, als die erste Roggenmahd eben aufgestellt war, vor dem Hoftor durch einen Messerstich in die Brust getötet habe.

„Ja“, sagte der Angeklagte, „das mag schon richtig sein.“

Die Herren Geschworenen schauten zum erstenmal auf den großen Menschen, der jetzt in der Mitte vor dem Richtertisch stand und sein Geständnis herjagen mußte.

„Das sagen Sie so leicht, als wäre gar nichts Besonderes geschehen! Aber — Sie werden doch bedenken müssen, wenn Sie jetzt Beschönigungen vorbringen wollen, daß der Getötete Ihr Bruder war.“

„Der war mein Bruder. Mhm!“

„Und was im Eröffnungsbeschuß niedergeschrieben ist, bestreiten Sie gar nicht?“

„Nein! Ich hab es schon so angegeben und muß nichts zurücknehmen: an demselben Abend hab ich den Philipp — meinen Bruder — umgebracht.“

Die Menschen hinter dem Sperrgeländer reckten sich aufhorchend empor. So! Der stellte sich auch noch breit vor den Richtertisch hin und sagte gerade heraus, daß er es getan habe! Der eine oder andere überlegte bei sich, wie er selbst die Tat beschönigt hatte, wie er sich Ausreden zurechtgemacht hätte in der langen Haft. Denn so, so wie der breite Kerl da, stellte man sich doch nicht vor ein Gericht hin, um kurzweg zu sagen: Ja, das hab ich getan. Und ihr seht es mir am Gesicht an, daß es mich nicht eine Minute lang reut.

Der Vorsitzende wollte Reue sehen und bekam sie zu sehen.

„Es hätte nicht sein müssen. Nein, es hätte nicht sein müssen. Das sag ich selber.“ Und der Angeklagte machte eine lange Pause in seinem abgehackten Reden. Er stand so da, als wolle er nun schweigen für die ganze Dauer der Verhandlung. Drum fragte der Vorsitzende nach einiger Zeit weiter in den starren Menschen hinein. Er wollte die Tat, die Gründe, die Vorgeschichte wissen, er fragte und fragte, aber Andreas Barneder blieb still.

Dann aber, als es doch auf einmal herausbrach aus ihm, war alles nicht Verteidigung, Entschuldigung, Ausrede oder sonst etwas. Der Angeklagte begann selber anzuklagen, und er schrie seine Anklage laut in das hinhorchende Schweigen.

„Wen denn — wen habe ich denn umgebracht? Den Menschen, der sich als mein Bruder hineingeseht hat in den Hof, den Kerl, der seiner Lebtag nie ein Recht gehabt hätte darauf, wenn er nicht jahraus und jahrein auf den alten Vater eingeredet hätte, bis der auch klein wurde und ihm seinen Willen tat! Ich bin geblieben auf dem Hof und hab den Knecht gespielt, ich hab gearbeitet und hab dafür zuschauen dürfen, wie der andere nachher Stück um Stück den Hof heruntergebracht hat, wie er weggegeben hat, was vom Vater her noch dagewesen ist, wie er den Bauern gespielt hat, bis — bis — —“

„Sprechen Sie weiter!“

„— bis der Hof gar nicht mehr meinem Bruder gehört hat! — — Wissen Sie, Herr Richter, so etwas geht einfach nicht, so was hält unsereiner nicht aus. wenn er zuschauen muß, wie alles verreckt, was doch einmal so ein schöner Bauernhof gewesen ist! Wie ihm nichts mehr gehört hat, da ist seine Mathilde still und mürrisch geworden, sie hat einmal in der Tenne geredet davon, wie es der Philipp mit dem Hof gemacht hat — — — — und da ist der Kerl eine Stunde später vor mir dagestanden, ich hab ihm alles Schlechte vorgehalten —“

„Geschlagen haben Sie auch nach ihm? So steht es im Eröffnungsbeschuß.“

„Das hab ich auch. Ja. Würden Sie nicht zuschlagen, Herr Richter, wenn so einer, dem der Hof nie recht und richtig gehört hat, alles verlumpt? Das verstehen Sie nicht, Herr Richter, das versteht ihr Stadtleute alle miteinander nicht, wie das ist, wenn so einer das alte Erb umbringt!“

„Mäßigen Sie sich bitte in Ihrer Ausdrucksweise etwas! Ich werde viel genug verstehen, um Ihre Tat beurteilen zu können! — Sie geben zu, daß eine erregte Auseinandersetzung stattgefunden hat, daß Sie auf Ihren Bruder eingeschlagen haben, daß Ihr Bruder ebenfalls auf Sie losgegangen ist, und dann — — ?“

Andreas Barneder stockte. Jetzt wollte, konnte er nicht weitersprechen. Der andere war tot. Er hatte es getan.

„Nachher ist das andere gekommen — — so, wie es da drinnen steht, wie Sie es vorgelesen haben. Der Philipp ist zuerst noch dagestanden — — nachher ist er tot gewesen. — — Tot — — —.“

Im Gerichtssaal herrschte eine grauenhafte Stille, die ruckweise zerschnitten wurde von dem gleichmäßigen Atmen des Vorsitzenden, der immer noch wartete auf das Geständnis. An dem, was Andreas vorgebracht, hatte er vorbeigehört, weil er mit dem Denken sich immer wieder dort verhaftete, bei dem Wort vom Nichtverstehen, das doch ein Vorwurf gewesen war. Wußte er, der urteilen sollte, wirklich nicht, was es um einen Bauernmenschen war? Es war so still im Saal, daß den Vorsitzenden selbst dieses schweigende Hinwarten ängstigte. Er mußte etwas sagen, etwas antworten. —

„Sie geben also zu, daß der Hergang so war, wie ihn die Anklageschrift schildert?“ Der Angeklagte nickte. Es war geschehen am Abend des neunzehnten Juli, als die erste Roggenmahd eben aufgestellt war und die Acker voll großer Bauernhoffnungen standen.

Noch hundertmal wurde alles Alte neu durchgesprochen mit den Zeugen, alte Dinge wurden bis zur Unkenntlichkeit zerlaut, und es klang immer wieder mit der gleichen Grausamkeit des Vorwurfs das eine heraus, daß Andreas sich besleckt hatte mit dem Blut seines eigenen Bruders.

Dann waren sie endlich so weit, daß sie ihm das Urteil sprechen konnten nach Recht und Gerechtigkeit. Das Urteil war hart. Aber weil es gerecht war, schlug jedes Wort an den bärenmäßig breiten Menschen hin wie große Hagelschlossen, daß er wankte und daß er klein werden mußte, der doch immer groß gewesen war und die Schuld dem Toten zugeschoben hatte. Mit den Fingern spürte er unruhig, absehend und zählend, über die Hosennaht, wo im Aufrechterstehen eben die Hand sich anlegen mußte, und er zählte behutsam und sicher die Jahre, die er nun abtragen mußte.

Er wußte etwas, was die vielen Menschen da hinten auch alle wußten: wenn er nach den Jahren wieder herauskam und sich wieder sehen ließ unter den Menschen, dann gingen die da hinten ihm alle aus dem Weg, dann war er nicht mehr der Andreas Barneder, der Bauerssohn Andreas Barneder, den die anderen Menschen schon aus Achtung vor dem Besitz achten mußten. Es war schon einmal so einer im Dorf gewesen, den sie nur den Zuchthäusler genannt hatten. So würden sie dann auch über ihn reden — —

★

Andreas Barneder sah jahrelang nur die endlosen Korridore und den in seiner Kleinheit noch endloseren Mauerhof, in dessen Viereck die Zuchthäusler herumgeführt wurden. Es war gut so, wenn das nun nie mehr ein Ende nahm. Dann brauchte niemand von den Menschen einer großen Bauerngemeinde sich des Heimkehrers zu schämen, und niemand mußte ihm aus dem Weg gehen, wenn er auch zur Kirche ging wie die anderen Bauern. So war es gut, wenn um die ganze Zukunft nur diese Mauern im Viereck herumstanden, wenn nie mehr ein Mensch kam und ihn hinausjagte, wo die Grenzen der Dinge nur mit feinen Strichen durch die Felder gezogen waren, wo man keine hohen Mauern brauchte, um alles beim Rechten zu erhalten.

Wenn er an diese Dinge dachte, wurde er doch immer wieder irr in seinem Wunsch, und er glaubte selber nicht mehr daran, daß er es in dieser Enge, die lauter Endlosigkeiten herredete, sein Leben lang aushalten werde.

Als sie ihn vor der Zeit wegließen und ihm wieder sein altes Bauerngewand über den Arm warfen, überlegte er nicht einen Blick lang, ob er vielleicht gar ums Bleiben betteln sollte. Er nahm hastig die Stüde an sich und lief in den Umkleideraum, alles an ihm war Hast, alles sagte hinter ihm her, was aus diesen Mauern stammte, und vorne, wo er das Bauernland sah, war alles auf einmal weit —

Das Land mußte ihn wieder hinnehmen, weil er doch auch für das Land das Häßliche getan hatte! Er war artig geworden, und seine Stimme flatschte nicht mehr so breit gegen die anderen Menschen, als er sich verabschiedete. Bei dem dummen Wort einer pflichtigen Belehrung wurde er zornig, er wollte sich nichts sagen lassen über die Tat, er drehte den Hut in den Händen herum, er wollte hinaus — und stand dann krank und matt im Licht eines sommerlichen

Tages. So weiß hatte die Sonne nie geschienen zu früherer Zeit, und so hart war der Schatten noch nie neben einem Menschen hergegangen.

Es war doch die alte Zeit nicht mehr, aus der man ihn herausgerissen hatte. Die Getreidefelder standen nicht so wie damals, der Roggen war überall schlecht auf die Männer gestellt, und der Himmel war nicht blau wie früher einmal, er war grau wie eine ausgeglühte Ofenplatte.

Es war mit der Mathilde die alte Zeit nicht mehr, als der Zuchthäusler auf den Barnöderhof kam. „Andreas — was tust du denn bei uns da?“ Das redete deutlich. Das war gut zu verstehen, wenn die Mathilde, der er mit dem unglücklichen Stich gegen den Bruder den Hof erhalten hatte, ihn so unflug fragte. Mathilde hatte Augen — rund wie Räder, die Augen waren von der Angst des ganzen Körpers in Starrheit gehalten: was tust du denn bei uns da?

Gelt, ich bin keiner von euch? Ich bin gar niemand, habe noch nie bei euch ein kleines Recht gehabt, und der Hof hätte nie mir gehören dürfen! Ich bin — bin — ein ganz Fremder — es kommen doch viele Handwerksburschen da vorbei, denen bist du gut, denen gibst du etwas, und deine Augen sind nicht deswegen groß, weil du Angst hast, die sind groß, weil du den Menschen gut bist, die Not haben.

Nein, Mathilde, mußt mir nichts geben! Mußt nicht noch einmal am späten Abend Feuer anmachen und etwas anrichten zum Essen — ich bin ja — eigentlich bloß der Andreas. Und der Hof heißt so, wie ich heiße und wie unser Vater — —

„Andreas, warum bist du denn gekommen — — so spät noch am Abend — — du mußt still sein! Wart, Andreas, ich richte dir etwas her zum Essen. Setz dich da heraus, in die Küche, daß die Knechte dich nicht sehen! Nachher kriegst du schon etwas, und — — und — —“

„Gelt, Mathilde, ich bin ja bloß der Knecht gewesen bei euch. Von deinem Mann bin ich der Knecht gewesen, und die Aeder haben bloß deswegen getragen, weil mein Bruder sie angesehen hat im Nichtstun. Wenn ich in den Aedern gewühlt habe von der ersten Früh bis in die Nacht, dann ist das etwas anderes gewesen — — vielleicht hätte sich ein Knecht auch nach dem Zuchthaus noch ein warmes Essen verdient und einen Winkel zum Schlafen.“

„Andreas, du mußt still sein! Du darfst nicht so laut schreien! Alles kriegst du, was du haben mußt, und nachher . . .“

„Nachher gehst du wieder!! Hast du nicht so sagen wollen? Weißt du, Mathilde — ich geh vorher schon —“, klirrend flog eine Pfanne vom Herd, ein kleines Reisigfeuer, das gar nicht nach Wärme ausah, züngelte matt aus der Ringöffnung, um dann lauter Rauch zu werden. „Mathilde — daß du nicht anders sein hast können?“ Er murmelte eine Zeitlang in sich hinein. Aber er hatte sich schon abgewendet, er hatte den kleinen Pack Wäsche schon wieder unterm Arm und ging immer weiter weg von der Mathilde, die ihn weggejagt hatte vom Hof. Er war ja bloß dafür im Zuchthaus gewesen, daß die nun ihr Bleiben hatte auf dem Hof und daß ihre Kinder Bauern werden konnten und nicht, wie die Kinder der meisten verganteten Bauern, Landstreicher auf Gottes heiligen Straßen.

Mathilde stand im Hausgang, und sie mußte sich an die Halbsäulen des böhmischen Gewölbes lehnen, daß sie nicht wegsiel. Ihre Augen waren rund wie Räder, und sie standen ruhig im Gesicht, aber ihr Stillsitzen hatte etwas Totenhaftes an sich. Und es blieb so für die Tage nachher, daß überall im Haus, in der Küche, in der Stube und in dem weiten Fleß der kalte Rauch stehenblieb,

der aus der offenen Herdplatte damals sich den Weg gesucht hatte ins ganze Haus. Die Knechte zogen schnuppernd die Bärte hoch, sie spürten alle den Rauch und wußten nicht recht, wie sie den Brandgeruch deuten durften.

Daß an dem erbärmlichen Feuer einer Küchenschüre dem Zuchthäusler die Heimat niedergebrannt war, konnten sie nicht wissen. Sie brauchten es auch nicht zu wissen, daß der Kerl jetzt da gewesen war, unglaublich und eigensinnig. Der trug auch den Brandgeruch mit sich und wurde mit dem Denken an die runden Augen der Mathilde, die doch wirklich keine böse Frau war, langsam fertig, so daß sich auch der Brandgeruch verlieren durfte, der als Letztes vom bäuerlichen Daheim noch mitleid neben der Straße. Der Hinausgeworfene mußte schon nach den Klinken greifen — — weist du, Andreas, das haben andere auch schon getan, andre sind auch schon so herumgegangen und haben gebettelt, es sind schon große Herren dabei gewesen, nicht bloß so vergantete Bauern. Andreas, geh nur hinein in die Häuser — — und sei doch nicht so kindisch stolz! Warum denn auch? Das mit dem Bauer-Sein ist doch vorbei, „Zuchthäusler“ werden sie alle sagen! Die Mathilde war noch die Beste von ihnen allen — also, greif zu, nimm die Klinke, geh! Komm doch! Es ist halbdunkel im Hausgang, man wird dein Gesicht kaum sehen, man kennt dich nicht, man weiß hier in der fremden Gegend nichts von dem Bauernkerl, der seinen Bruder — — so, jetzt gehst du schön hin:

„Ein armer Reisender tät bitten.“

Warum erschrickst du denn? Deine Stimme? Die hörst du noch oft genug, wenn du so weitermachst! Es ist nicht alles schön beim Betteln, aber ab und zu wird es dich freuen, daß du nicht kindisch ehrgeizig warst und mit der Straße vorlieb nahmst, wo du doch nie mehr Bauer werden konntest, hihihih — — komm, großer Kerl, tu nicht undankbar sein! Die Frau hat dir fünf Pfennige gegeben beim ersten Anhalten — so dank ihr doch!

„Vergelt's Gott, Frau!“ Die Frau horchte auf. Sie kannte die Menschen, die mit einer solchen Stimme dankten und baten. Sie schnitt noch ein Stück Brot vom Laib und reichte es dem Fremden hin, weil er so ein Bettler war, der Betteln mußte.

Nun hatte Andreas Barneder seinen Weg vorgezeichnet, einen richtigen Zuchthäuslerweg, am Anfang dieses Weges stand eine Frau, die grau und gütig war, wie Andreas vielleicht ein paar alte Bäuerinnen kannte. Diese Frau hatte dem Zuchthäusler den Weg geöffnet, daß er später frei und gedankenlos bei allen Leuten herunterjagen konnte, er sei ein armer Reisender und bitte um eine kleine Gabe. Den Mut dazu hatte die graue und gütige Frau ihm geschenkt, als sie nach dem Stück Brot für die Wegzehrung suchte und dann sich freute an dem Dank des Gefellen von der Straße.

Recht viel anders wäre sein Weg auch sonst kaum geworden.

Jetzt ging er, wo die Zehntausende anderer Menschen gingen, und er bat so gleichgültig in jedem Haus, wie zehntausend andere Menschen auch tagtäglich baten. Er schlief im Stroh, auf leeren Tanzböden, in nassen Knechtekammern. Das taten alle anderen von der Straße auch. Aber der Landstreicher Andreas Barneder hatte sich ein ganzes Leben lang aufgelehnt gegen alles, was ihm andere Menschen in den Weg gestellt hatten, und er stemmte sich jetzt noch genau so hartköpfig gegen dieses Dasein an. Das taten von den anderen, die auf der Straße lagen, nur wenige.

Als nach einem Jahr — Herrgott, es war wieder so, wie schon so viele Male in den Jahren her, der Roggen war gemäht und wartete auf das Hochgestellt-

werden zu weißen Zelten — als nach einem Jahr ein Bauer den wandernden Kerl fragte, ob er nicht als Ernteknecht bei ihm eintreten wolle, da wollte Andreas in der Erinnerung an andere Erntejahre mit der Faust nach dem fremden Menschen schlagen. Aber er war ehrlich eingeladen worden und durfte einen fremden Menschen nicht schlagen, weil er sich selbst mit der Untat geschlagen hatte. „Ja. Ein bißel kann ich die Arbeit schon. Ist recht.“ Er log, weil er sich der bäuerlichen Abkunft schämte.

„Hat er wieder so einen billigen Kunden von der Straße aufgelesen!“ murrten die Knechte. Sie kannten den Brauch ihres Bauern schon und schauten den Fremden, der ihnen mitten am Tag hingestellt wurde, mißtrauisch an. Andreas sah das Mißtrauen in den Gesichtern, er hatte nur so zugreifen wollen, wie einer von der Landstraße sonst zugreift, der die Bauernarbeit nur vom Anschauen kennt. Dann aber, als die Knechte übel redeten hinter ihm, tat er seine Arbeit, wie er sie als Erbe und später als Knecht daheim auch getan hatte.

Im gleichen Zug der anderen ging seine Sense, und im gleichen Spiel warf er ein paar Tage später die Garben auf die Fuhrwerke. Die Bauernmenschen kniffen ein Auge zu, sie schauten verstohlen von der Seite nach seinem Tun hin, — „der kennt die Bauernarbeit!“, grunzte ein Knecht, und der Fremde war nicht mehr irgendein Landstreicher, weil er die gleiche Arbeit verstand, die eine Kunst ist, so sehr Kunst, daß der bauernfremde Mensch sie nie verstehen kann.

Der Bauer behielt Andreas noch für die Grummeternte, weil er breit und verständig in der Arbeit stand. Er schickte ihn erst wieder weg, als der Herbstwind schon über umgerissene Stoppelflächen strich.

An dem ausgetretenen Fußweg, der vom Hof zur Straße führte, stand irgendwer und schaute dem fremden Gesellen, als er für immer ging, groß ins Gesicht. „Auch so eine!“ dachte Andreas. Er hatte es doch von den Bauernleuten gehört, daß die „auch so eine“ war. Dieses Wort sagte sehr viel unter solchen Menschen, die anders nicht ausdrücken konnten, daß sie von dem Weibsstück da schlecht dachten, daß sie um ihren üblen Lebenswandel wußten, um ein paar erbärmliche Knechtsgeschichten, um lauter unschöne Sachen. Die Dirn, die „auch so eine“ war, schaute den fremden Ernteknecht mit frechen Augen an — er meinte wenigstens, es sei ein frecher Blick, weil er das gleiche dachte, was andere sagten — und sagte ihm langsam, er möge in einem anderen Jahr wieder kommen.

So war sie dagestanden — Andreas konnte sich an alles erinnern, als er durch den Winter zog und mit den Brüdern von der Straße fror — so war sie vor ihm gestanden am Fußweg, mit nackten Füßen und einem lockeren Röcklein, mit breiten Mannschultern und der fatten Fraulichkeit, die durch das leichte Gewand alles abzeichnete, was dem Landstreicher geboten wurde. Wenn er nur stehenbleiben und nehmen wollte!

Er hatte nicht genommen. Lachend, zornig, verlegen hatte er den Handwerksburschengruß gesprochen und war weggegangen. Und dann — hatte er wirklich auf den Fußweg hin ausgespußt? Auf der langen Winterreise hatte Andreas Zeit zum Nachdenken, ob er das wirklich getan habe. Er vergaß Stück um Stück diese Sommerwochen, aber von dem Zusammentreffen mit der einen, die ein verrufenes Weibsstück war, blieb immerfort ein kleiner Faden in der Erinnerung hängen. Alles sah in der Erinnerung so aus, daß er sich für diese Fremde, die „auch so eine“ war, schämen wollte.

Aber schließlich — war er denn besser als diese? Er mit seiner üblen Geschichte und mit den Zuchthausjahren?

Die Straße Gottes, die den Handwerksburschen als einzige geschenkt ist, hat ihren runden Lauf. Irgendwo in der Vergangenheit spielt der Anfang, der keiner ist. Und dann ist alles wie zu einem Ring geschlossen, es hat kein Ziel und kein sichtbares Ende, ohne Vorwärts und Rückwärts wird immer gegangen auf der Straße, die nicht Straße ist wie die Wege anderer Menschen, sondern Wegführer zu den Häusern, die daneben sind.

Als die Bauern im oberen Land, wo das Getreide um eine Spanne Tage früher reift, schon wieder die Aehren prüften und ein paar milchige Körner zerdrückten, um den Stand der Reife zwischen den fühlenden Fingern zu erproben, als die Felder am letzten Ausbleichen waren, tauchte der Handwerksbursche Andreas Barneder zwischen den Aedern auf. Wandernde Menschen gehen sonst nicht über die schmalen Feldraine, wo keine Häuser stehen, aber der da, weil er im Vorjahr den Stand der Ernte gesehen hatte, wollte ihn heuer wieder sehen. Der Bauer kam, und der Bauer bot bäuerlich knapp den Gruß nach seiner Art.

„Na, bist du auch wieder da?“

„Mhm. Wie schaut es heuer aus — brauchst du einen Ernteknecht?“

Bauern dürfen das nicht so schnell machen, wenn sie eine Gnade zu vergeben haben. Der Mann überlegte, und er warf die Lippen ein wenig auf.

„Einen könnte ich noch brauchen. Aber es müßte schon ein richtiger Bauernkerl sein, der für jede Arbeit taugt.“

„Ich werd es gut genug gemacht haben im letzten Jahr! Wenn ich selber ein . . .“ Da hörte er zu sprechen auf. Der Bauer da vertrug es so wenig wie jeder andere Bauer, wenn er einen verlumpten Bauern als Knecht haben sollte. Andreas redete schnell von anderen Dingen, und er saß eine halbe Stunde später bei einem kleinen Trunk im Fleß. Er war auch heuer wieder eingestellt.

Die andere war auch wieder da, die mit den nackten Füßen und dem lockeren Gewand. Sie schaute den Landstreicher an, sie wurde rot und tat heute ihre Arbeit in einer unsinnigen Hast.

In den Tagen hernach fiel der Roggen, der Weizen — es war lauter Sonne über den heißen Feldern, und die Sense sirrte immerzu, die Knechte gingen mit ungelenken Hüften mit, wenn der Anhaubogen die Halme schön an das stehende Getreide legte, die Weibsleute gingen gebeugt hinterher und lasen in weitgreifenden Armen die Büschel weg, daß Garben wurden daraus und aus den Garben jedesmal gegen Abend hochragende Kornmänner wie weiße Zelte. Sie standen immer gebeugt.

Und manchmal fiel ein Tropfen Blut in die Stoppeln, wenn die Halme einen blanken Arm, der den Stichen der Halme und den Blicken der Männer hingereckt war, aufgerissen hatten.

Andreas ging immer gleich, neben der Spur des Vormannes, der Mahd nach. Weil einen halben Tag lang niemand mit ihm geredet hatte, mußte er einmal selbst mit einem leichten Wort zurückfragen zu der einen, die hinter ihm die Aehren aufas und in Garben ablegte.

„Wie heißt du denn?“

„Anna.“

Für den Tag war das Gespräch zu Ende. Er hatte gefragt, und sie hieß Anna. Sie war so eine, über deren Tun alle Menschen verächtlich die Schultern rucksen durften. Und Anna hieß sie. So hieß hundertmal in dieser Gegend ein bäuerliches Ding.

Nach einem Tag fiel wieder einmal so eine kleine Frage, und die Antwort war so knapp wie nötig, wenn man schon mitten in der Ernte stand und kaum noch für

etwas anderes ein Wort übrig hatte als für die Arbeit. Dann trafen sich die zwei Menschen doch einmal, als sie unter der Hitze eines weitgepannten Ziegeldaches die Garben von den Fuhren luden. Die Dirn, die Anna hieß, warf ein Wort hin über die anderen Menschen, die von ihr nur Uebles zu sagen wußten. „Ueber mich wissen sie nichts“, knurrte Andreas, und er sagte das so, daß kein Zweifel sein konnte: bei ihm fehlte es noch weiter als bei ihr.

Als es an dem Tag Abend wurde, standen sie in der Tenne beisammen. Gar nicht so wie Knecht und Dirn, die voneinander daselbe wollen. Andreas erzählte. Er hatte schnell alles heraus: wie er seinen Bruder umgebracht habe und warum, daß er im Zuchthaus gewesen sei, und daß er jetzt — „Siehst es ja selber, wie weit ich es gebracht habe!“

Anna wurde größer vor ihm, als er erzählte. Und er sah durch den dünnen Fegen Gewand, was er nehmen sollte. Sie lehnte an der gerade ansteigenden Richte von den Stoppelenden der Garben, sie ging mit dem Körper zurück und bog sich über ein Steigholz — sieh nur, du, Landfremder! Laß die Menschen reden, wenn sie reden müssen! Laß sie heruntreten auf der Ehre der anderen! Na ja, sie ist schon so eine, aber die Menschen mögen reden und du, laß dein Denken weg, du bist doch selber nicht so, bist im Zuchthaus gewesen, hast den Bruder umgebracht. Bloß aus lauter Ehrgefühl? Ha! Bloß, weil du den Hof nicht verrecken sehen konntest?

Es wird schon an allem etwas Wahres sein, wenn die Menschen reden! Bauern haben klare Augen, sie sehen tiefer. Die ist schlecht, und du bist schlecht, ihr paßt schon zusammen — na, nimm doch! Siehst du denn nicht, wie voll sie dir die Brüste zeigt! Ein Bauernmädchen würde sich zusammenkrümmen unter dem starren Hinsehen, aber die da, die beugt sich weg, daß du nehmen sollst — sie ist gut zu dir, sie hat auch nichts als sich selbst, und du gehst auch bloß mit dir allein durch die Welt — du mußt nicht mehr zurückdenken an Bauernzeiten, und den dummen Stolz vor den anderen Menschen, die nur reden und nichts geben, darfst du fröhlich eingraben. Die da kannst du nehmen, und du gibst ihr vielleicht mehr als Landstreicher, als du einer würdevollen Bäuerin geben könntest —

Die Sonne des Tages stand noch in der weiten Tenne. Und die Garben hatten die Wärme in sich, die sie eingesoffen hatten von drei Tagen Sonne.

Anna sagte etwas. Und es war schon spät am Abend. Was sie sagte, war ein Wort, das wie „Hassen!“ klang. Er verstand und verstand nicht. Er lernte verstehen, als in den Tagen darauf die schwarze Hexe sich an ihn lehnte und als sie nagend immer an das Frühere erinnerte. „Hassen!“ sagte sie. Sie sagte es schon deutlich. Nein, sie sprach nicht so, sie konnte es nur deuten, was sie wollte. Weil sie seinen Totschlag und seine Zuchthausjahre mitlitt, haßte sie auch alles, was ihn auf den Weg getrieben hatte. Sie hatte Angst vor der Straße. Der Herbst kam, Andreas mußte dann wieder gehen, wieder auf die Straße. Sie hatte doch so ein kleines Zeugel, es war nicht viel, aber soviel war es, was die Bauern eine „Seimat“ nannten. Aber der mußte auf die Straße.

Darum sagte sie „Hassen!“

Herrgott! Die Straße war nichts mehr, und das Frühere war verhaßt! Andreas ging im Herbst weg, hinter ihm stand immer das, was ihm einen halben Sommer lang vorgeredet worden war.

Der Winter schrie auf ihn ein, und er trug Kälte in den Körper, der dem Hunger nicht widerstehen konnte. In der Sinnlosigkeit hatte die Straße zwei Jahre lang ihren Sinn gehabt, jetzt war alles nichts mehr, seit die eine über seinen Weg gekommen war, die ein verrufenes Stück Weib war, die ihn so schlecht eingeschätzt

hatte wie sich selbst, die ihm den Bauernstolz genommen hatte. Aber „Hassen!“ hatte sie ihm vorgefagt und er hatte sich vorgenommen, auch zu hassen, weil man ihn auf die Straße geworfen hatte, nachdem der Philipp tot gewesen war. Es war recht gewesen, und er hatte recht getan, ob man ihn nun eingesperrt hatte oder nicht.

Hassen!

Er haßte das, was andere Menschen die Heimat nennen. Er mußte sich rächen für das, was man ihm genommen hatte, für das Hinausjagen, für das Bettlerdasein, für das Zuchthaus.

Einen ganzen Winter trug er den Haß mit sich herum. Was heißt — einen Winter lang! Er hatte ihn doch immer so in sich getragen, er war doch nicht erst von der Hexe so weit getrieben worden, von der Wilden, die Brüste trug, als wäre sie aller Welt Mutter. Und sie war doch gar nichts, als ein lockeres Stück Weib. Aber sie hatte „Hassen!“ gesagt.

Der Ringlauf des Handwerksburschenweges wurde irgendwo aufgerissen, und in einer kalten Nacht, die schwarz war, obgleich die Tage sich schon wieder nach der lichter Seite gedreht hatten, stand er auf einmal vor dem Hof. Der Barneder von Barnöd tat, was er schon lange gewollt, was er nur im Dahindämmern halb ungewußt mit sich getragen hatte. Er war gekommen, weil er dem ganzen Hof da genau so das Ende machen mußte, wie diese Menschen und der alte Hof es ihm gemacht hatten.

Er spürte um den Hof herum in der Finsternis. Da war das Haus, da oben das vierte Zimmerfenster, das war einmal seine Kammer gewesen, da war der Stall, der Stadel, das Tor zwischen dem Stadel und dem Getreidekasten hatte eine Untertür. Da — wenn man mit der schmal gestreckten Hand durch diese Oeffnung langte, konnte man den Riegel heben.

Drinnen war er.

Bauern haben immer noch ihren alten Glauben an die Menschen. Sie sperren die Ställe nicht zu, weil doch niemand kommen wird, der nehmen möchte, was der Bauer sich mühselig erarbeitet hat. Und vor dem, der doch einmal hätte Bauer sein müssen auf diesem Hof, verschloß sich überhaupt keine Türe. Auch dann nicht, wenn er so kam, wie jetzt, als Mörder und Brandleger.

Er mußte etwas tun, daß morgen von dem Hof und von allem, was darin geatmet, nichts mehr war. Was? Niederbrennen — vielleicht! Aber wenn sie ihn umgebracht hatten, sollten sie auch umgebracht werden, nicht bloß so mit ein bißel Schrecken wegkommen, daß sie Feuer sahen und weinen mußten, um nach einem Tag wieder aufbauen zu können, was niedergebrannt war.

Ein Schatten, vom blassen Mond an die Wände gezeichnet, schlich langsam durch den Stall. Da stand ein Pferd auf, und noch eines. Es begann zu stoßen und zu schlagen in der Stille. Eine ganze Reihe Pferde stand auf, die Barrenketten zogen schlürpfend durch die Ringe, der Hengst gab an.

Wie er das alles haßte! Umbringen mußte er alles, was einmal ihm zugestanden wäre. Das hatte ihm doch nicht erst die Dirn einsagen müssen, das hatte er immer schon gewußt! Er wunderte sich nur, daß er den Haß so lange mit sich hatte tragen können. Da stand der Hengst, und sein dunkler Kopf ging in einer ungewissen Angst auf und nieder. Andreas griff unsicher nach dem schönen Kopf. Wenn er nun doch die Tiere laufen ließ und bloß Feuer in den Stadel legte?

Aber nein! Kindskopf! Zuerst herumlaufen im Land wie ein Hund, den sie mit der Peitsche ausgehauen haben, und dann einen Hausen Mitleid haben mit dem ganzen lebendigen Zeug da! Nichts! Er suchte das Messer, suchte mit der

anderen Hand zurück bis an den Hals, tappte vorsichtig auf und nieder. Die Schlagader! Da, am Hals, er spürte es! Das Blut ging in gleichen Stößen immer durch, immer gleich, es pochte, es hämmerte gegen den fühlenden Finger, daß Andreas die Hand lockerer machte.

Die andere Hand mit dem Messer herauf — so, so — so wird es schon gehen. Es wird nur einen kleinen Schnitt brauchen, und bei jedem Pferd wird es nur so einen kleinen Schnitt brauchen, nachher sind sie alle weg, alle tot, alle werden so wegmüssen von der Welt, die Menschen auch — —

Das Blut hämmerte unter dem greifenden Finger, und das Hämmern in der stetigen Gleichmäßigkeit bekam einen Sinn, es wurde ein Reden daraus, das Reden flagte an, es war das Murren eines aufgepeitschten Volkes, das weinte und flagte und anklagte: den da anklagte, der töten wollte, was er selber war, den da, der zu feig war, das Messer zu heben, weil er glaubte, den Finger am eigenen Hals liegen zu haben und das eigene Blut zu spüren.

Rimmst du die Hand jetzt wirklich weg? Feigling! Hassen sollst du doch, und so tun mußt du, wie es der Haß will! Bist du klein geworden, Zuchthäusler? Zuchthäusler nennen dich die da — und du — —

Ob Zuchthäusler und Schandkerl und Brudermörder — es ging nicht, die Hand ertrug das Blut nicht, sie spürte den Schlag des Lebens, das nur ein Pferdeleben war. Langsam strich die Hand am Hals des großen Pferdes nieder, sie raselte an der breiten Brust und folgte dem schönen Körper, der beim leisen Berühren juckte. Ein höhnisches Lachen schlug auf im Stall. Oder es war nur das Wiehern eines Pferdes und das Schleifen einer Barrenkette?

Wenn alles das, was du mit der Hand nachgespürt hast, dein Blut ist, wenn du das alles mit deiner Liebe aufgezogen hast und den Bruder umbringen mußt, weil sein Tun das Leben umbringen wollte, dann kannst du doch nicht — — —

Rimm die Hand ganz weg! Und laß es sein, was du nie können wirst. Den Bruder, der kein Bauer war, hast du zu Tode hassen können, das Zuchthaus hast du ertragen können, großer Bauernkerl, die Straße war auch für dich nicht zu dreckig, und die andere, die „auch so eine“ ist, war dir nicht schlecht. Aber das, für was du einmal gelebt hast, was du selber bist und was du einmal blindwütig verteidigt hast, kannst du doch nie hassen! Dummer Hund — du kannst es einfach nicht.

Die Hand war unsicher geworden, sie hatte gedrückt, wo sie hatte streicheln wollen — und dann schlug der Hengst zu, weil er nach allem irgendwie die Sterbensgefahr spürte. Er schlug und traf ein wenig, daß ein Arm blutete und schmerzte.

Aber Andreas Barneder hatte ein kleines Lachen im Gesicht, als er ein altes Stallhandtuch um den Arm wickelte, als er dann langsam hinausging, den Riegel in der kleinen Untertür hob und wieder einhakte, als er wieder auf der Straße war.

Es gab irgendwo an der Straße, wo der Sommer um die Zeit der ersten Kornmahd den Handwerksburschen Andreas Barneder vorbeiführte, eine Dirn, die Anna hieß und auch so nebenhinaus gestellt worden war vom Leben, auch so an die Straße. Die hatte einmal von einem kleinen Bauernzeugel geredet, und sie war einmal in der Tenne so vor ihm gestanden: den Körper weit zurückgebeugt, daß er nehmen sollte.

Und die Erde eines kleinen Stückes Bauernboden hatte wohl auch die Brüste so, so hoch und so blank, und so, daß er nehmen sollte, wie er eben kam, von der Straße her.

Vielleicht hatte die ihn nur zum Hassen fortgeschickt, daß er wirklich einmal verstehen lernte, was Lieben war.

Katholizismus und Protestantismus in Italien

Um die Entwicklungsmöglichkeiten und Aussichten der italienischen Kultur zu verstehen, muß man zurückgehen bis zu den Beziehungen, die sich zwischen Staat und Kirche als Ergebnis des Lateranvertrages und des Konkordats herausbildeten. Es mag kurz auf zwei Probleme von besonderer Wichtigkeit hingewiesen werden: die Einführung des Religionsunterrichts in den Mittelschulen und die Freiheit der Propaganda und der Proselytenmacherei. Auf diese beiden Punkte einzugehen, ist um so notwendiger, als in den Ländern außerhalb Italiens zahlreiche Mißverständnisse darüber verbreitet sind.

Seit über einem halben Jahrhundert wird die „Römische Frage“ von vielen Gesichtspunkten aus untersucht. Eine außerordentliche Zahl von Schriftstellern hat sich damit beschäftigt. Während des Krieges hat Bagatti die Dokumente darüber sammeln wollen, und es sind drei dicke Bände dabei herausgekommen, dazu ein Supplementband von vierhundert Seiten. Aber diese Sammlung ist bei weitem nicht vollständig, und über tausend Vorschläge wurden gemacht, ehe es dem Staatschef Mussolini gelungen ist, den alten Streit endgültig beizulegen. Die Zwistigkeiten hatten lebenswichtige Grundsätze sowohl der Kirche als auch des Staates berührt. Wenn der Senator Morello in einem kürzlich veröffentlichten Band*) einige Vorbehalte macht bezüglich des Konkordats, indem er sich auf das geistige Besitztum beruft, das sich die Denker und Juristen der italienischen Wiedergeburt mit vieler Mühe erarbeitet hatten, so verneint er dennoch nicht, daß der Vertrag einen endgültigen Sieg der nationalen Regierung bedeutet.

Der ganze Streit dreht sich um den Begriff der Kirche und den des Staates. Der Papst geht von dem Grundsatz aus, daß die Kirche, als vollkommene Gemeinschaft, dem Staate in der Durchführung der sozialen Ziele übergeordnet ist. „Die Kirche, von Gott gegründet (so wiederholte kürzlich der Papst in einer seiner Enzykliken), besitzt das unverlegliche Recht, das ihr der göttliche Gründer gegeben hat, den Seelen die Schätze des Guten zu bringen, mit denen sie allein versehen ist.“ In der Polemik, die als Folge der Aktivität der Katholischen Aktion entstanden ist, hat Mussolini keinen Augenblick gezögert, klarzustellen, daß „die Vatikanstadt und das Königreich Italien zwei Hoheitsgebiete darstellen, die wohl zu unterscheiden sind, und daß die Kirche im Staat weder souverän noch frei ist. Sie hat innerhalb desselben nur Vorrechte, die gesetzlich und freiwillig anerkannt wurden.“ Der faschistische Staat will ethisch-religiöser Staat sein: ethisch in seinem Bestreben, die Lebensaufgaben des Volkes zu fördern, religiös insofern, als er die Religion als ein wesentliches und, wenn man will, ewiges Moment betrachtet, das sich weder im individuellen noch im kollektiven Leben unterdrücken läßt. Aber der Staat ist nicht konfessionell, und infolgedessen kann er nicht einer Religion, auch nicht der katholischen, einen offenbaren und absoluten

*) Vincenzo Morello (Rastignac): Il conflitto dopo il concordato (Der Konflikt nach dem Konkordat). Mailand 1933. Unter dem Pseudonym Rastignac übte Morello eine einflußreiche und weithin geschätzte journalistische Tätigkeit aus. Er starb in diesem Jahre.

Wahrheitscharakter zugestehen. Wäre der Staat selbst konfessionell, so verwandelte er sich in den Agenten einer bestimmten kirchlichen Autorität, die sich damit die Vorherrschaft erwürbe in Dingen, in denen der Staat souverän ist. Der faschistische Staat ist also nur katholisch in historischem Sinne. Weil die große Mehrheit der Italiener katholisch ist, so folgt daraus, daß der Staat die katholische Kirche heranzieht, wenn man einen religiösen Ritus an einem zivilen Akt teilnehmen lassen will. Das Konkordat, das Gesetz über den Religionsunterricht in den Schulen, das Gesetz über zugelassene Kulte und über die Gewissensfreiheit und Diskussion religiöser Fragen, alle sind sie direkt abgeleitet aus dieser Auffassung des Faschismus vom Staat und von der Religion.

Der Faschismus, so schrieb Mussolini erst vor kurzer Zeit, ist eine religiöse Lebensauffassung, in welcher der Mensch anzusehen ist im Zusammenhang mit einem höheren Gesetz, mit einem objektiven Willen, der über das einzelne Individuum hinausgeht und es emporhebt zum bewußten Mitglied einer geistigen Gemeinschaft. Für den Faschisten ist alles im Staat und nichts Menschliches und Geistiges hat Bestand oder Wert außerhalb des Staates. In diesem Sinne ist der Faschismus totalitär und der faschistische Staat Synthese und Einheit eines jeden Wertes, er vermittelt, entwickelt und stärkt das ganze Leben des Volkes.

Da der faschistische Staat indessen die Religion als das höchste Produkt des menschlichen Bewußtseins betrachtet, weist er dem Katholizismus — welcher die positive Form darstellt, in der sich das religiöse Leben des italienischen Volkes offenbart — einen ganz hervorragenden Platz zu. Er gibt ihm auch Vorrechte. Aber das ist auch alles. Wenn der Staat, der sich selbst nicht für kompetent hält in theologischen Angelegenheiten, dem Katholizismus die höchsten Ehren zuteil werden läßt, so geschieht das aus zwei Gründen: einem allgemeinen psychologischen, weil die Religion ein Element des Geisteslebens ist, und einem historischen, weil der Katholizismus die Religion der großen Mehrheit der Italiener immer gewesen ist. Hier handelt es sich um Psychologie und Geschichte oder auch um Statistik, aber nicht um Theologie. „Der Staat hat“, um Mussolinis eigene Worte anzuführen, „keine Theologie, aber eine Moral . . . Der faschistische Staat schafft sich nicht seinen Gott . . . noch sucht er ihn vergebens in den Seelen auszulöschen . . . Der Faschismus respektiert den Gott der Asketen, der Heiligen, der Helden und auch den Gott, den sich der unschuldige, einfache Mann aus dem Volke vorstellt und den das Herz des Volkes anbetet.“



Für die Einführung des Religionsunterrichts in den Mittelschulen sind von großem Interesse der Brief des Papstes an den Kardinal Gasparri und die Dokumente, die zum erstenmal vor noch nicht langer Zeit von Mario Missiroli*) veröffentlicht wurden. In seinem Briefe verneint der Papst die Freiheit der Diskussion und des Gewissens außerhalb der von der Kirche vorgeschriebenen Grenzen. Er verkündet, daß „die ganze und vollkommene Aufgabe der Erziehung nicht dem Staat gebührt, sondern der Kirche, und daß der Staat die Ausübung und Durchführung dieser Aufgabe weder verhindern noch mindern kann“. Auch kann er sie nicht einschränken auf ein genau festgesetztes Lehren der religiösen Wahrheiten, denn die Ziele der Kirche sind geistiger Art, und darum muß ihre Souveränität dem Staate übergeordnet sein. Aus der Veröffentlichung von Missiroli ersieht man die Ansprüche des Vatikans vor dem Konkordat, wie sie z. B. zu lesen sind im Artikel 23 eines Entwurfs, den der Heilige Stuhl vorgeschlagen hatte. Hier wird die Revision aller Schulbücher verlangt und für eine aus staatlichen und kirchlichen Funktionären zusammengesetzte Kommission

*) Mario Missiroli: *Date a Cesare . . .* (Gebt dem Kaiser . . .). Erschienen in der „*Libreria del Littorio*“, der offiziellen römischen Verlagsanstalt der faschistischen Partei

die Befugnis gefordert, die Textbücher für den Religionsunterricht in den Schulen gemäß der heiligen Kongregation des Konzils festzulegen.

Auch nach dem Konkordat wiederholt sich mit einer gewissen Beharrlichkeit in der katholischen Presse der Anspruch, aus der Schule Lehrer auszuschließen und Bücher zu entfernen „aus Gründen der Religion und der Moral.“. Im Ausland hat man diesen Punkt oft mißverstanden und geglaubt, hier seien KonzeSSIONen gemacht worden. Die Forderungen der Kirche scheiterten jedoch an der Festigkeit Mussolinis, der in klaren Worten den Willen ausdrückte, „mit eiferfüchtiger Wachsamkeit für die Vorrechte des Staates zu sorgen“.

Die Frage des Religionsunterrichts in den Schulen sollte so zu einem der schwierigsten Probleme werden, die bei der „Conciliazione“, der Ausöhnung zwischen Staat und Kirche, zu lösen waren. Die gesamte Erziehung des modernen Menschen ist nicht mit der religiösen Belehrung erschöpft. Die religiöse Unterweisung wird ergänzt, vervollkommen und verstärkt dadurch, daß sie in Kontakt gebracht wird mit dem modernen Leben. Auch hier ist der Staat und nicht die Kirche der unmittelbar verantwortliche Teil, der zu verfügen hat. Der kirchlichen Autorität bleibt die Ausbildung der Religionslehrer und die Genehmigung der Lehrbücher für den Religionsunterricht vorbehalten. Aber es wird ihr nicht das Recht der Ueberwachung zugestanden, weil der Staat allein die Aufsicht in den Staatschulen beansprucht. So bietet uns die Frage des Religionsunterrichts in den italienischen Schulen zwei verschiedene Auffassungen des Staates und seiner Beziehungen zur Kirche. Es war natürlich, daß die katholische Kirche die Frage auf das dogmatische Terrain legte. Aber gerade deshalb hat sie in den Polemiken der letzten Zeit Ausdrücke nicht anerkennen können wie: „Ethischer Staat“, „modernes Bewußtsein“, „moralische Autonomie“, „unwiderrufliche Kulturfortschritte“, „unerschütterliche Rechte des Staates“ usw., Worte, die wiederholt von den bedeutendsten Faschisten gebraucht wurden. Pius XI. dagegen hat den evangelischen Worten: „Euntes, docete omnes gentes“ den ausgebreitetsten Sinn untergelegt, und daraus leitet er den Anspruch ab, verhindern zu wollen, daß Doktrinen gelehrt werden, die seinem „göttlichen Auftrag“ entgegengesetzt sein könnten.



Dieser Zwiespalt tritt auch in Erscheinung in dem Verhältnis des faschistischen Staates zu den nichtkatholischen Kultformen. Der Staat ehrt, schützt und begünstigt in der Tat auch die nichtkatholischen Kirchen. Das Gesetz erklärt ausdrücklich, daß im Königreich andere Kulte als die der katholischen Religion zugelassen sind, sofern sie Grundsätze bekennen und Riten ausüben, die der öffentlichen Ordnung und den guten Sitten nicht zuwiderlaufen. Der Staat kann für sie Einrichtungen mit moralischer Zielsetzung errichten und sie zur Ausübung bürgerlicher Rechte zulassen. Pius XI. hat den katholischen Staat definiert, der in seinen Ideen, Lehren und Handlungen „nichts zuläßt, das sich nicht in Einklang bringen läßt mit der katholischen Lehre und deren praktischen Durchführung — ohne die es kein katholischer Staat wäre.“ Die italienischen Gesetze dagegen haben beispielsweise die standesamtliche Eheschließung beibehalten, und den Katholiken wird von seiten des Staates keine Pflicht auferlegt, sich nach dem Ritus der katholischen Kirche trauen zu lassen. Der Staat gestattet außerdem im Gegensatz zur katholischen Lehre und zum kanonischen Recht die Zivilehe auch denjenigen, welche die höhere Priesterweihe empfangen haben, und er verleiht der allgemeinen Eidesleistung keinen konfessionellen Charakter.

Um aber bei der Frage zu bleiben, die uns hier interessiert, und zwar bei dem Verhältnis des aus dem Faschismus hervorgegangenen italienischen Staats zu den nichtkatholischen Kultgemeinschaften, so genügt es, zu erwähnen, daß, während die katholische Kirche unerbittlich die Gleichheit der Rechte ihrer Anhänger und derjenigen der

Anhänger anderer Kultgemeinschaften verneint, der faschistische Staat dagegen nicht nur den katholischen Kult schützt, sondern, wie gesagt, auch die anderen Kulte; außerdem gewährt er den Geistlichen dieser anderen Kulte die gleichen Vergünstigungen, wie sie den Mitgliedern des katholischen Klerus zukommen. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Befreiung vom Militärdienst.

Nach dem Uebereinkommen vom 11. Februar und dem Gesetz vom 24. Juni 1929 ist immer ausführlicher die Frage der Propagandafreiheit und der Proselytenbildung der religiösen Minderheiten behandelt worden. Eine Frage, die, wie leicht einzusehen ist, von besonderer Bedeutung für das Leben und den Fortschritt der Religionen ist. In letzter Zeit hat der Advokat Vittorio Meacci dieses Thema einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen. Meacci, der als hervorragender Sachverständiger gilt in bezug auf juristische Streitfragen zwischen Staat und Kirche, geht dabei zurück auf die geschichtliche Entwicklung des Begriffes der Gewissensfreiheit, der religiösen Diskussion und Propaganda in Italien in der Zeit vom Jahre 1848 an bis auf unsere Tage.*) Meacci behauptet und belegt es mit verschiedenen Daten, daß das trennende Prinzip zwischen Staat und Kirche in Italien niemals vollständig durchgeführt gewesen ist. An diese Tatsache knüpft er wieder an mit Betrachtungen über die Politik und das Verhältnis des faschistischen Staates zur Religion bis zu dem Gesetz vom 24. Juni 1929, worin die Grundsätze der Freiheit der Religionsausübung, die Gewissensfreiheit und die religiöse Diskussion von neuem bestätigt werden. Bei der Darlegung, daß tatsächlich Freiheit der Propaganda und des Proselytismus für die nichtkatholischen Kulte besteht, stützt sich Meacci auf die Lehrfreiheit und Diskussionsfreiheit als gegebene Tatsachen, weil das, was unter den Augen der Öffentlichkeit, jedermann sichtbar, geschieht, keines Beweises bedarf. Gegen diejenigen wiederum, die auf katholischer Seite behaupten, daß diese Propaganda und der nichtkatholische Proselytismus im Gegensatz stünde zu Artikel 8 des Lateranvertrags und zum Konkordat, führt Meacci an, und zwar mit Recht, daß sie direkt aus den Konkordatsgesetzen hervorgehen. Es ist tatsächlich selbstverständlich, daß da, wo freie Diskussion in religiöser Materie besteht, wo Lehrfreiheit besteht für die verschiedenen Kirchen der eigenen Religion, die Freiheit des Proselytismus und der Propaganda nur die Konsequenz hiervon sein kann. Wenn der Staat den Bau von Kirchen oder Tempeln gestattet, so ist es ebenso selbstverständlich, daß er auch ihren freien Gebrauch zusichert, daß er denselben Einrichtungen, die der Verbreitung nichtkatholischer Kulte dienen, darunter auch den Schulen, juristische Persönlichkeit zugesteht, und daß er den Priestern dieser Kultgemeinschaften besondere Behandlung gewährleistet. Es ist auch folgerichtig, daß ein solcher Staat katholische und nichtkatholische Kulte gleichberechtigt nebeneinander stellt.

Vom juristischen Standpunkt aus gesehen, und auch in anderer Hinsicht, leben die protestantischen Kirchen in Italien nach dem Lateranvertrag und dem Konkordat unter vorteilhafteren Bedingungen als vorher. Professor Ugo della Seta, Dozent der Moralphilosophie an der Universität Rom, findet eine Unvollkommenheit in der unterschiedlichen Behandlung der einzelnen Kulte in bezug auf den Schutz vor Beschimpfungen. Der starke Gerechtigkeitsinn und Respekt vor den religiösen Minderheiten hat den Schlußfolgerungen des Professor della Seta eine beachtliche Wärme und Wirkung verliehen. Aber wie er selbst zugibt (*Le minoranze religiose nel nuovo codice penale*, pag. 62), wechselt die Frage das Gesicht, sobald man sie unter dem politischen Aspekt betrachtet. Auch juristisch gesehen, reicht die Rückwirkung, die

*) Meacci: Die Freiheit der Propaganda und des Proselytismus, nach den Vereinbarungen vom 11. Februar 1929 und dem Gesetz vom 24. Juni 1929. Veröffentlichung der Deputiertenkammer.

ein Verbrechen nach sich zieht, weiter, wenn es sich um die religiöse Mehrheit handelt, und die Intervention des Staates ist in diesem Fall legitimer.

Daß die protestantischen Kirchen sich nach der Auslöschung in vorteilhafterer Lage befinden als vorher, kann man schon entnehmen aus den Polemiken, die hier nur kurz gestreift wurden. Man kann es auch ersehen aus den in der katholischen Presse in Italien verbreiteten Alarmsrufen. Man lese beispielsweise die Abhandlung von J. Giordani über „Die Eroberung Italiens durch die Protestanten“ in den Veröffentlichungen der katholischen Universität Mailand. Die protestantische Presse hat es auch ehrlich zugegeben.

Aber es wäre ein Irrtum, wenn man aus all dem die Folgerung ableiten wollte, daß die evangelischen Kirchen in Italien heute mehr prosperieren würden als vor der „Conciliazione“. Diese Folgerung geht deshalb fehl, weil hier weitere Elemente kultureller und wirtschaftlicher Natur mitspielen. Die protestantischen Kirchen, nicht viel anders als die katholische Kirche, dogmatisch in sich geschlossen, haben in Italien gegenüber der römischen Kirche den Nachteil, daß sie einer kräftigeren kulturellen und wirtschaftlichen Grundlage entbehren. Festgestellt soll jedoch werden, daß ihnen hier die Vorbedingungen der Prosperität geboten sind. Es gilt hierfür daselbe wie bei der Einführung des Religionsunterrichts in den Schulen. Man wird von der Einführung des konfessionellen Unterrichts nicht gleich ein rapides Wiedererwachen des religiösen Bewußtseins oder eine neue Orientierung der italienischen Jugend in der Richtung auf eine Vertiefung ihrer Religiosität in katholisch konfessionellem Sinne erwarten können, wie das von der katholischen Kirche herbeigesehnt wird. Aber schon dadurch, daß eingeschlafene Fragen, die gar schon tot schienen, wieder wach wurden, sind neue Vorbedingungen gegeben, beginnen sich die ersten Zeichen eines neuen Interesses für die religiöse Kultur anzumelden. Das ist um so bemerkenswerter, als bis vor wenigen Jahren die religiöse Kultur das Erbgut weniger Einzelner war.

Bruno E. Werner

Wir brauchen jeden Mann!

Kunst als Auslandspropaganda

Der Prozeß des kulturellen Neuaufbaus ist im vollen Gange. Er ist total und grundlegend, so daß man mit einer langen Dauer rechnen muß, bis die Errichtung bis zum Dachstuhl vollendet sein wird. Salten wir uns an die Künste, so ist die Umrißzeichnung in der Literatur bereits gelungen. Die Deutsche Akademie für Dichtung — vorläufig noch ein Teil der Preussischen Akademie der Künste, die früher oder später zur Deutschen Akademie werden soll — kennzeichnet mit den Namen ihrer Repräsentanten bereits in großen Zügen den geistigen Raum der Nation. Auch was die Musik betrifft, kann man mit guter Gewißheit in die Zukunft sehen. Denn es ist sicher, daß diesem Volk der Musik auf die Dauer keine schöpferischen Werte entgehen werden. Anders steht es mit der bildenden Kunst.

Die Verwirrung war hier zunächst groß. Der seit Jahren feststellbare progressive Verlust der innerlichen Beziehung zwischen der Kunst und dem Volke — oder sagen wir in diesem Fall richtiger und bescheidener — zwischen Kunst und Publikum, hat hier nach dem Ausbruch der Revolution zu Folgen geführt, die allen bekannt sind. Während die Führer auch hier richtunggebend wirkten, kam es doch vor, daß in manchen Städten gewissermaßen die Stimme dieses Publikums aufstand und im ersten schönen

Sturm der Begeisterung und Entrüstung mit dem Wertlosen auch manches Wertvolle hinwegsetzte. Die Jugend in Gestalt der nationalsozialistischen Studenten setzte sich dann impulsiv und mit dem Herzen dagegen zur Wehr. Männer wie Professor Schardt, der neue kommissarische Leiter der Berliner Rationalgalerie, und — von einem gänzlich anderen Standpunkt aus — Wilhelm Pinder haben es schließlich von einer geistigen und kulturmorphologischen Warte her verstanden, unter dem Beifall aller Kunstfreunde Grundsätzliches darüber auszusagen, wie die Kunst im neuen Staat aussehen muß, wie die deutsche Kunst aussieht. Wichtig war vor allem dabei Pinders Wort, daß man sich in der Kunst vor staatlichen Eingriffen hüten soll, da hier von selber das Gute wächst, das Gausle aber abstirbt.

Entscheidend und von überragender Wirkung wurde endlich die lang erwartete Kulturrede Adolf Hitlers auf dem Nürnberger Parteitag. Sie ist jedem Deutschen bekannt, jedem Kunstfreund geläufig, so daß sich ein Kommentar erübrigt. Hitler hat, ohne sich auf einzelne künstlerische Leistungen festzulegen, hier in großen Linien Gesicht und Charakter einer nordisch-heroischen Kunst umrissen, die neben den deutschen Geistesraum einst den deutschen Gestaltraum sehen soll. Seine scharfe Absage gegen individualistische Originalitätsucht und die Exzesse einer untergegangenen Epoche, seine Forderung einer „kristallklar erfüllten Zweckmäßigkeit“, seine Verwerfung jeder materialistischen Haltung, seine Weisung, aus den neuen Baustoffen zu einer eigenen architektonischen Gestalt zu kommen, stellen der bildenden Kunst höchste Aufgaben, vor allem, weil sie von einem Manne stammen, der selber als künstlerischer Mensch erkennt, daß man nicht „von einem zu suchenden neuen Stil“ reden, sondern nur hoffen kann, daß unser bestes Menschentum von der Vorsehung zu einem solchen Schaffen erwählt werden möge. Es gilt nun, den Geist dieser Rede in der Praxis wirksam werden zu lassen. So wie Hitler sich gegen die Zerstörung unserer Erbmasse wandte, so scharf stellte er auch die Forderung auf, daß der Stil der Vorfahren „nicht zu einem tyrannischen Gesetz erhoben werden dürfe, das jede weitere eigene Leistung begrenzt oder gar vergewaltigt“. Die Künstler, vor allem die jungen, werden ihm diesen Satz danken. Denn diese Worte weisen nicht nur den Künstler, sondern auch das Publikum in seine Grenzen zurück. Sie können, richtig verstanden, wieder den ruhigen Atemraum und die Kontinuität herstellen, derer der Künstler zur Schaffung seines Werkes bedarf.

Es sind im neuen Deutschland die besten künstlerischen Kräfte am Werk, um den Neubau des Reiches Gestalt werden zu lassen. Daneben gibt es eine Reihe tüchtiger und befähigter Maler, Bildhauer und Architekten (von Museumsleitern können wir diesmal schweigen), die besten Willens sind, aber doch von der Mitarbeit vorläufig ausgeschlossen wurden. Wir reden nicht von denen, die im letzten Jahrzehnt durch politische Worte und Taten Anschluß an das System suchten. Man kann um so leichter über sie hinweggehen, weil es fast ausnahmslos schlechte Künstler waren. Wir meinen diejenigen deutschen Künstler, die, nicht aus dem von Hitler gezeißelten Modernitätswahn, sondern aus einem echten inneren Bedürfnis heraus auf ihrem Schaffensgebiet nach einer Form suchten, die der Gegenwart und ihren Forderungen entspricht. Manche von ihnen sind in Deutschland zur Zeit ausgeschaltet. Zweierlei Gründe liegen hier vor. Der eine: daß Einzelne von ihnen kraft ihrer Leistung und trotz der im tiefsten Sinne kulturzerstörenden Haltung des Nachkriegsstaates Erfolg fanden, und daß sie nun fälschlich mit den Trägern dieses Staates identifiziert und so kaltgestellt wurden. Der andere Grund liegt darin, daß die Mißvergnügten, das Muckertum (gegen das die Führer neuerdings scharf Front gemacht haben) und schließlich gutwillige, aber kunstfremde Männer sich wie zu allen Zeiten gegen die neue, ungewohnte Form und mit augenblicklichem Erfolg gegen ihre Träger wandten.

Man kann sich dabei mit der Erkenntnis beruhigen, daß das Schöpferische auf allen Gebieten des Lebens sich auf die Dauer von selber durchsetzt. Und doch kann man

sich nicht ganz damit zufrieden geben. Denn ein Volk wie das deutsche, das mit so gewaltiger Anspannung seine Selbstbehauptungsschlacht schlagen muß, kann auf keinen Mann in seinen Kulturbataillonen verzichten. Der Staat ist gewiß nicht in der Lage, allen denen, die heute beiseite stehen müssen, Brot und Amt zu geben. Aber er kann ihnen kraft seiner Autorität die Förderung zuteil werden lassen, deren Auswirkung wiederum der Nation und dem Volk zugute kommt. Dies trifft für eine Reihe von Malern und Bildhauern, die im Reich ihr Lehramt verloren, gerade so zu, wie für manche Architekten. Mit keiner anderen Absicht, als auf die knappste Weise anschauliche Beispiele zu geben, greifen wir drei Architekten heraus, ohne daß es uns gerade auf diese Namen ankommt. Auf der Triennale in Mailand, die ein Sieg der modernen deutschen Baukunst wurde (wenn auch Deutschland nicht vertreten war), konnte man im Gespräch mit Italienern immer wieder mit Bewunderung drei deutsche Namen hören: Poelzig, Gropius, Mies van der Rohe. Alle drei Architekten befinden sich, zumindesten, was ihr künstlerisches Gewissen betrifft, heute in einer schweren Lage. Obwohl Poelzig zu dem Kreis um Moeller van den Bruck gehörte, Gropius trotz aller kommunistischen Anfeindungen stets unpolitisch gewesen ist, und obwohl Mies van der Rohe dank seiner Haltung die besten Fürsprecher in München gehabt hat, ist es ihnen zur Zeit außerordentlich erschwert, ihre bisherige Bautätigkeit fortzuführen. Und zwar nicht deshalb, weil es die Führung verbietet, sondern aus den oben dargestellten Gründen. Alle diese drei Männer könnten jedoch heute die Möglichkeit haben, im Ausland größere Bauaufträge zu übernehmen, die ihnen nicht nur menschlich-künstlerische Befriedigung gewähren, sondern auch ihre eigene Existenz sicherstellen. Alle drei würden sicherlich diese Anträge abschlagen. Warum? Weil sie in Deutschland bleiben wollen, weil sie sich nur mit diesem Volk und seinem Schicksal verbunden fühlen, weil sie im neuen Staat mitarbeiten wollen. Und vielleicht auch, weil sie keinesfalls ihren Gegnern das gefährliche Argument bieten möchten, sie hätten in dieser Schicksalsstunde das Reich verlassen, wären unter die Emigranten gegangen.

Wir griffen drei Namen für viele heraus. Es kommt uns auf diese drei Männer nicht an. Es liegt auch nicht in unserer Aufgabe, dem Staat etwa raten zu wollen, alle diese Kräfte zu beschäftigen, denn das wird er von sich aus entscheiden. Unser Vorschlag geht nur dahin, deutschen Künstlern, die hier zur Zeit keine Tätigkeit ausüben können — und es gibt deren eine ganze Reihe —, Gelegenheit zu geben, dies im Ausland, sobald sie eingeladen werden, zu tun. Man braucht dazu nichts als eine Stelle in einem Ministerium, in dem Männer sitzen, die über Fragen der Kunst einen Ueberblick haben. Diese Stelle soll keine Tätigkeit im Ausland vermitteln, aber wenn eine solche einem Künstler geboten wird, so kann sie den Betreffenden mit Brief und Siegel ermächtigen, einen Auslandsauftrag anzunehmen. Wir wollen nicht von den wirtschaftlichen Vorteilen sprechen, die sich für Deutschland daraus ergeben können. Sondern nur davon, daß ein solcher Mann dann mit dem Bewußtsein seine Aufgabe übernimmt, nicht fahnenflüchtig das Land zu verlassen, sondern für die deutsche Sache in der Welt durch sein Werk zu werben. Man würde sich selbstverständlich die Künstler genau ansehen, denen man gewissermaßen vom Staat aus den Segen für einen Auslandsauftrag gibt. Nicht auf ihre künstlerische Eignung hin (deren Wertung kann man in diesem Fall den Auftraggebern überlassen), sondern auf ihre menschliche Zuverlässigkeit. Denn diese wird es gewährleisten, daß von Fall zu Fall eine deutsche Kulturpropaganda im Ausland erfolgt, wie man sich keine bessere wünschen kann. Außerdem kostet dies dem Staat keinen Pfennig.

Karl Ballmer

Studien-Säle in Museen der bildenden Kunst

Keine unnötige Schwierigkeiten, wenn es auch anders geht!

Erfahrung und Geschichte lehren, daß die Fixierung dauernder Kunstwerte eine über längere Zeiträume sich erstreckende Angelegenheit und Aufgabe ist. Gehört es nicht zum Grundbesitz Kunst- und kulturgeschichtlicher Einsichten, daß der Schöpfer eines Kunstwerkes tot sein muß, um Museumsreife zu sein? Gehört es nicht auch ein wenig zum überheblich liberalistischen Fortschrittswahn, wenn man glaubt, den Vorgang der realen lebensmäßigen Urteilsbildung, wie er an der Kulturgeschichte und an repräsentativen Biographien zu studieren ist, aus der angemessenen Vollmacht irgendeines Amtes willkürlich vollziehen zu sollen?

Einer Zukunft werden möglicherweise unsere Museen als Kulturkuriosa erscheinen. Aus bildgefüllten Kirchen, aus fürstlichen und bürgerlichen Stätten der Repräsentation, — aus Orten also, wo die Kunst die unmittelbaren Lebensangelegenheiten begleitete — sind unsere Museen als Grabkammern und Magazinräume der Kulturgeschichte hervorgegangen. Sie zu Volksstätten zu machen, kann nicht Aufgabe der Willkür sein. Nur wenn die Hoffnungen auf eine fundamentale Erneuerung unseres kulturellen Lebens im Ganzen nicht aussichtslos sind, nur dann kann auf eine neue gegenwärtige Verbindung von Leben und Kunst in Bescheidenheit gehofft werden.

Die Kunstwissenschaft ist darauf gestoßen, daß bedeutende künstlerische Schöpfungen wie unter der Macht eines Naturgesetzes von der jeweiligen Gegenwart verkannt worden sind. Eine gewisse Kunstwissenschaftlichkeit der letzten Jahrzehnte hat aus diesem Gesetz in überkluger Heilsichtigkeit Kapital und Vorteil zu schlagen versucht. Jeder Leiter jedes Provinzmuseums glaubte sich berufen, die geschichtlichen Kultursünden des Verkennens und Fehlurteilens dadurch zu sühnen, daß er zum Spezialisten für die Entdeckung verkannter Genies wurde. So gute Zeiten haben die Genies noch nie gehabt. Keine Absurdität, keine Verrenkung des Geschmacks und der Empfindung war zu ausgefallen, als daß sie nicht ihren Protektor gefunden hätte. Es wurde geradezu eine Bedingung für die Karriere des Kunsthistorikers und Kunstverwalters, seine Intuitionsfähigkeit durch die Entdeckung mindestens eines Großen legitimiert zu haben.

Die unberücksichtigten Künstlerkollegen, denen die nicht immer scharfe Abgrenzung von Museumspraxis und Kunsthandel nicht verborgen bleiben konnte, drückten nüchtern den Begriff des Entdecktwerdens durch „gemacht“ werden aus. Die Einsichtigen unter den bildenden Künstlern konnten und können nur wünschen, daß die museale Kunstpflege sich der Zurückhaltung befleißige.

Die behördlichen Instanzen ihrerseits können kein Interesse daran haben, daß die Problematik des Urteils über Künstlerisches auch noch zum Tummelplatz der Politik werde. Wenn man Instinkt hat, wird man sich diese unnötige Belastung ersparen.

Daß der echte Künstler der vollgültige Repräsentant der geistig-sittlichen Tugenden seines Volkes zu sein hat, versteht sich von selbst. Man sollte aber nicht in den Fehler verfallen, zu wähnen, die Erkenntnis des sein Volk repräsentierenden Künstlers sei die leichteste und selbstverständlichste Sache der Welt. Wenn der Künstler selbst zur Ausbildung seines Urteilsvermögens der öfteren Verzweiflung und mithin von Berufs wegen der größten Anstrengung bedarf, dann wäre es doch absonderlich, wenn dem Kunstgenießenden Laien das fertige Urteil einfach angeboren sein sollte.

Recht verstandener Kunstgenuß ist ein Glied in der geistig-sittlichen *E r z i e h u n g* der Nation. Erziehung gründet auf der Erfurcht vor dem Ueberpersönlichen. Der Künstler versucht das Geseß des Ueberpersönlichen ganz in der sinnlichen Erscheinung des Bildes offenbar zu machen. Deswegen ist übendes Betrachten der Bilderscheiung wichtiger als der Kult mit der Person des Künstlers. Wem — angesichts gegenwärtiger Kunstabsichten — manche Erscheinung auf der Leinwand problematisch erscheint, der kann immer noch den Versuch machen, den sittlichen Ernst und die Verantwortlichkeit des *K ü n s t l e r s* kennenzulernen und auf die Probe zu stellen. Er dürfte die angenehmsten Enttäuschungen erleben.

Es ist schließlich kein Geheimnis, daß wir in revolutionären Umformungen unseres gesamten Empfindens und Bewußtseins mitten darinnen stehen. Und es kann verständlich erscheinen, wenn solche Umwandlung bis in die Schweise des Künstlers offenbar wird. Im recht verstandenen Interesse einer nationalen Kultur liegt es, den Werdeprozeß des Neuen, der ein Stück echter *Menschen n a t u r* ist, nicht bevormunden zu wollen. Natur läßt sich nicht bevormunden, und wo der Mensch es doch versuchte, hat er noch immer teures Reuegeld bezahlt.

Berufener Mittler zwischen Produzent und Konsument des Kunstwerkes ist der Museumsmann, dem die Ehrfurcht vor dem Nicht-voraus-Berechenbaren des *N a t u r*-prozesses des Kunstschaffens im Herzen sitzt. Es darf und soll gesagt werden: nicht nach Regeln, nicht nach Bedürfnissen, die irgendwo festgestellt werden, entsteht ein Produkt der Kunst, sondern einzig nach dem Geseß der Gnade, die sich von keinem Intellekt bevormunden läßt.

Wer als Sammler und Museumsleiter aus dieser Gesinnung wirkte, dürfte vor Ankäufen und Schausstellungen nicht zurückschrecken, die gerne den Charakter des besonnenen Experimentes tragen können. Das einsichtig gelenkte Experiment ist das charakteristische und legitime Hilfsmittel gegenwärtiger Kultur, die notwendig das *B e w u ß t s e i n* in strengerer Weise in ihren Dienst stellt und stellen muß als frühere Zeiten, die zwar dem Instinkthaften näher standen — dafür allerdings auch keine Autos und Flugzeuge bauten.

Dem werdenden Deutschtum geschieht Abbruch, wenn aus überspitztem rationalistischen Optimismus „kunstpolitischer“ Entscheidungen fallen müssen, die man auf wirtschaftlichem Gebiete als Kapitalverschleuderung bezeichnen müßte.

Wenn ein *Max Sauerlandt* (Hamburg) eine ganze Lebensarbeit einsetzte für die *d e u t s c h e* Kunst (u. a. Kolbe und „Brücke“-Kreis), wenn dieser erzdeutsche Mann aus reinster Leidenschaft den persönlichen Mut zur schöpferischen und verantwortlichen Pionierarbeit darlegt, dann steht das Urteil über ihn keiner Lokalinstantz zu: die Potenz eines solchen Mannes geht unmittelbar das deutsche kulturelle Ganze an.

★

In unsere Museen der bildenden Kunst gehören Säle, die mit großen Ueberschriften als „*S t u d i e n*-*S ä l e*“ zu plakatieren sind.

Ich meine damit Säle, von deren Wänden einem nicht die fertigen Urteile über Dauerwerte anspruchsvoll entgegentreten; nicht Säle also, wo die bloße Tatsache des Aufgehängtseins im Museum schon ein abschließendes Urteil über ein Bild bedeuten will; sondern Säle, in denen man sich zur *Urteilsbildung* erzieht — und selbst ein wenig Mühe, Anstrengung und Selbstprüfung nicht scheut.

Man müßte in diesen Sälen aufhängen, was möglicherweise die Befremdung „breiter Volkskreise“ (an deren Bildungsfähigkeit ich nicht zweifle) hervorrufen — und wofür sich der Pionier als Galeriedirektor mit seiner Existenz (im Wortsinne) einsetzt.

Dieser Vorschlag denkt dennoch nicht im mindesten an eine revolutionäre Umwälzung bestehender Verhältnisse. Er regt nur an, dasjenige *b e w u ß t* zu tun, was im besten Falle mit bestem Willen getan werden kann. Der Vorschlag bedeutet insbesondere nicht

einen Verzicht der behördlichen Kunstverwalter auf Stellungnahme. Unvermeidliche Stellungnahme befundet sich ja zunächst einfach darin, welche Werke ein Museumsleiter (wohl meist unter Mitwirkung einer beratenden Kommission) käuflich erwirbt. Die Entscheidung über den Erwerb von Werken kann und soll sachgemäß bei einigen wenigen verantwortungsfähigen Persönlichkeiten liegen.

Um anzudeuten, daß verantwortungsfreudigem Entscheiden selbst eines „fortschrittlichen“ Museumsleiters ein peinlicher problematischer Rest anhaften kann, muß ich mir die Freiheit nehmen, mich auf einen persönlichen und subjektiven Eindruck zu stützen, der aber vielleicht doch typischen Gehalt hat.

Dem Leiter der Gemäldeammlung einer deutschen Großstadt (Hamburger Kunsthalle) oblag es im Laufe des vergangenen Jahrzehnts, einen Saal „Junge Deutsche“ einzurichten. Dieser Museumsleiter (Prof. Gustav Pauli) ist gemäß Alter, Bildungsgang und Neigung ein Liebhaber des französischen Impressionismus. Da er ein Mann von geistigem Niveau ist, begriff er, daß — unbeschadet seiner persönlichen Vorliebe — Künstler wie Franz Marc und die Maler des „Brücke“-Kreises ein Faktor des öffentlichen Kunstlebens geworden sind, daß deren Bilder objektiv den Anspruch auf Berücksichtigung durch die Museumpflege machen, d. h. gekauft und ausgestellt werden sollen. Es entsteht also ein Saal „moderne deutsche Malerei“ mit Marc, Nolde, Schmitt-Rotluff, Kirchner, Heckel u. a. Es mag allerlei Kämpfe und Auseinandersetzungen gekostet haben, bis es so weit war.

Der Museumsleiter versuchte eine an sich schwierige Aufgabe zu bewältigen. Der Eindruck des zustandegekommenen Saales ist deswegen nicht erfreulich, weil man die Mutmaßung nicht los wird, daß der verantwortungsfreudige Direktor es allzusehr „beiden Teilen“ recht machen wollte. Er genügt nach der einen Seite der objektiven Zeitforderung, Marc und die „Brücke“-Maler ins Museum aufzunehmen. Er genügt — andererseits — allzusehr den Ansprüchen des „konservativen“ Kunsturteils, indem er die Auswahl der Bilder, die Anordnung des Saales so trifft, daß ich den Eindruck „abschreckendes Beispiel“ nicht los werden kann. Ich bin weit davon entfernt, dahinter eine Absicht zu suchen. Es ist eine aus der Situation sich ergebende Zwangssolge.

Einen Zwang bedeutet schon die Zumutung, moderne Bilder ohne weiteres als Museumsgegenstände zu behandeln. Die Museumpflege ist sich zwar längst klar darüber, wie viel auf die Gestaltung der Saal-Atmosphäre (Raumgestaltung, Wandtönung, Lichtwirkung) ankommt. Man hätte bei der gemeinten Aufgabe noch weitere Faktoren berücksichtigen können. Man hätte die Aufgabe als Ganzes im Einvernehmen mit den zu repräsentierenden Künstlern behandeln können: der einzelne Künstler wird gut wissen, durch welche Bilder er repräsentativ vertreten sein möchte. Man hätte den in Frage stehenden Künstlern die ganze Gestaltung eines solchen Raumes überlassen können. Es wäre etwas zustande gekommen, was in viel konzentrierterer Form ihr Wollen zum Ausdruck bringt und schon durch die aufgewendete Liebe und Sorgfalt ein aktiv werbender Faktor sein müßte.

Solange der Museums-Saal das feierlich abschließende historische Urteil bedeuten will, scheint es ershwert, den Lebensstrom neuen Wollens vollgültig zur kulturellen Wirksamkeit kommen zu lassen.

„Studien-Säle“ — auf den Namen kommt es nicht an — könnten für alle Beteiligten eine Wohltat sein. Statt daß die behördlichen Kunstwalter voreilig auf zu entdeckende Ewigkeitswerte losgelassen werden, mögen sie sich in diesen Sälen ruhig Zeit lassen zur Abklärung ihres Urteils. Das Publikum, möglichst unbelastet vom Urteil von an der Sache selbst nicht Interessierten, möge diese Säle betreten mit dem schweigenden Respekt, mit dem man im Kriege ein Lazarett oder ein Erholungsheim aufrechter Frontkämpfer betrat. Denn der Künstler will jedenfalls als ein ehrlicher Kämpfer gesehen werden — nicht ohne im Auge zu behalten, daß der Sinn seines Kampfes der Sieg ist.

Bekämpfung von Erdbeben

Lehren einer großen Naturkatastrophe

Sehn Jahre sind es her, seit die Nachricht von der Zerstörung der japanischen Hauptstadt Tokio und des wichtigsten Hafens Yokohama durch ein schweres Erdbeben die ganze Welt mit Entsetzen erfüllte. Erst später wurde bekannt, daß dabei 142 000 Menschen ums Leben kamen und 576 000 Häuser vom Erdboden verschwanden.

Aber diese ungeheuerliche Katastrophe hat das japanische Volk nicht entmutigt, sondern es veranlaßt, mit zäher Energie alle Kräfte daranzusetzen, um nicht nur die erlittenen Schäden auszubessern, sondern auch aus dem Unglück möglichst viel zu lernen, vor allem eine erdbebensichere Bauweise zu erfinden, den Ursachen der Erderdschütterungen nachzuspüren und eine Methode ausfindig zu machen, die es gestattet, den Eintritt von Beben vorherzusagen, so daß eine Warnung der Bevölkerung vor dem drohenden Unheil noch rechtzeitig erfolgen kann.

In diesem Sinne ist jene Heimsuchung als ein Wendepunkt zu bewerten, dessen Bedeutung sich nicht in dem enormen Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung in Japan erschöpft, sondern auch für die Sicherheit der Menschenleben in allen Erdbebenländern von der größten Wichtigkeit geworden ist.

Allerdings hat Japan in besonderem Maße Veranlassung, sich mit der Untersuchung jener Stöße und Schwingungen der Erdkruste zu beschäftigen, die man gemeinhin als Erdbeben bezeichnet, denn kein anderes, dicht bevölkertes Gebiet der Erde wird so häufig erschüttert wie Japan. Man ist dort an die Zuckungen des Erdkörpers derartig gewöhnt, daß die Bestürzung lange nicht so groß war, wie es etwa bei uns der Fall gewesen wäre, als am 1. September 1923 um Mitternacht die Erdstöße einsetzten. Diese wiederholten sich am gleichen Tage 365 mal, gingen jedoch am 2. September auf 285, am 3. auf 143 zurück. Nun wirkt sich bei dem Masseneinsturz von bewohnten Gebäuden in Großstädten der Umstand überaus verhängnisvoll aus, daß die Trümmer meist in Brand geraten. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn infolge des Ueberwiegens von Holzkonstruktionen zwei Drittel aller Gebäude, Brücken, Telephonlinien usw. in Tokio vernichtet wurden. Ueberall war der Boden in den Straßen zerrissen durch klassende Spalten, sowie durch Erdsfälle, die sich zu Senkungstrichtern erweiterten, in welche das Grundwasser eindrang. Für die Erkenntnis des Mechanismus der Bewegung überaus lehrreich erwies sich die merkwürdige Tatsache, daß in einem Teile der Stadt die Ziegelhäuser zerstört, die Holzhäuser jedoch erhalten geblieben waren, während in anderen Bezirken gerade die umgekehrten Feststellungen gemacht werden konnten. Mitunter standen auch einzelne große Häuser unverfehrt mitten in völlig verwüsteten Straßenvierteln, und an manchen öffentlichen Denkmälern konnte man eine Drehbewegung erkennen.

Wenige Minuten nach dem Hauptstoß traten an den Küsten gewaltige Flutwellen auf, die bis 12 Meter Höhe erreichten, mit hoher Geschwindigkeit vom offenen Ozean her gegen die Küste heranrauten und viele hundert Häuser fortchwemmen. Solche verheerenden Wasserwogen entstehen bei Erdbeben durch Einstürze des Meeresbodens und kommen in Japan so häufig vor, daß man ihnen den besonderen Namen „Tsunami“ gab, eine Bezeichnung, die sich in der geographischen Wissenschaft als internationaler Fachausdruck eingebürgert hat. Die riesenhaften Wellenberge, welche die höchsten Sturmwellen weit überragen, durchheilen den Ozean mit geradezu phantastischen Geschwindig-

leiten bis zu 200 Meter in der Sekunde, während der Wind auch in den stärksten Orkanen nur selten 50 Meter in der Sekunde erreicht. In wenigen Augenblicken können solche Tsunamis von der Küste her weit in das Land hinein vorstoßen und haben z. B. 1703 in wenigen Sekunden 100 000 Menschen fortgeschwemmt. 1854 durchliefte eine derartige von Japan ausgehende Erdbebenwoge den ganzen Stillen Ozean und brandete bereits 12½ Stunde später an der Westküste Amerikas bei San Francisco.

Was nun aber dem Kwanto-Beben von 1923, wie man es nach der hauptsächlich betroffenen japanischen Provinz nennt, eine ganz besondere Bedeutung verleiht, das sind jene unerhört großen Hebungen und Senkungen, die man am Meeresboden der Sagami-Bucht festgestellt hat, durch welche der Seeweg nach Yokohama und Tokio führt. Da alle dorthin fahrenden Schiffe die Sagami-Bucht passieren müssen, so hat man ihr Bodenrelief von jeher durch zuverlässige Lotungen genau ermittelt und auf Seekarten festgelegt. Eine Wiederholung der Messungen nach dem Kwanto-Beben hat überraschende Tiefenänderungen erkennen lassen, die alles in den Schatten stellen, was man von plötzlichen Änderungen der festen Erdkruste bisher wußte. An drei Stellen der Sagami-Bucht wurde ein Ansteigen des Bodens um 176, 207 und 247 Meter gemessen, an drei anderen Stellen ein Sinken um 115, 305 und 474 Meter. Es stellte sich heraus, daß eine Scholle des Meeresgrundes von 2414 Meter Länge sich an ihrem Nordende um 247 Meter gehoben, an ihrem Südenende dagegen um 373 Meter gesenkt hatte.

Von großer politischer Bedeutung erwies sich damals auch die wirtschaftliche Lahmlegung Japans durch die Katastrophe, weil die militärische Bereitschaft von Meer und Flotte natürlich höchst ungünstig beeinflusst wurde. Auch die Bündnisfähigkeit der Nation erlitt eine erhebliche Einbuße, denn sowohl auf britischer wie auf amerikanischer Seite machte man geltend, daß die Erdbeben ein unberechenbares Element in die japanische Politik hineinbrächten, da man niemals vor ähnlichen Ereignissen sicher sei. In der Tat haben seitdem zahlreiche Erschütterungen wiederum große Verheerungen angerichtet. Es seien nur die schwersten Beben von Tazima 1925, Tango 1927, Idu 1930 und das Tuscacora-Beben vom März 1933 erwähnt, die Tausende von Todesopfern forderten und Schäden von vielen hundert Millionen Mark verursachten.

Weder Volk noch Regierung hielten sich lange mit unnützen Klagen auf, sondern gingen sofort mit allen Kräften zunächst an den Wiederaufbau von Tokio heran. Man benutzte diese Gelegenheit, um das Stadtbild zu modernisieren, und so stieg die Hauptstadt im Laufe des letzten Jahrzehnts wie ein Phönix aus der Asche schöner und größer wieder empor. Nicht weniger als 177 Kilometer (etwa gleich der Entfernung von Berlin bis Stettin) Straßen erster Ordnung von 33 bis 44 Meter Breite, 113 solche zweiter Ordnung von 22 Meter Breite und über 600 Kilometer (gleich der Strecke Berlin—Amsterdam) 11 bis 12 Meter breite Straßen dritter Ordnung ersetzen die alten, engen Gassen. Auch zahlreiche Kanäle wurden erheblich verbreitert und mehr als 400 Brücken aus Eisen und Beton neu hergestellt. Erst bei den Aufbauarbeiten ließ sich berechnen, daß die Sachschäden, welche das Erdbeben angerichtet hatte, etwa 7000 Millionen Yen betrugen, von denen ungefähr die Hälfte auf Tokio entfiel. Unter großem Gepränge wurden die neu erbauten Straßen durch einen offiziellen Festzug unter Führung des Kaisers eröffnet.

Selbstverständlich war man bestrebt, den Bauwerken eine möglichst große Feuer- und Erdbebenfestigkeit zu verleihen, zu welchem Zweck gründliche wissenschaftliche und technische Studien gemacht wurden. Interessant ist übrigens, daß bereits in alten Zeiten manche Baumeister es verstanden haben, das Problem der erdbebensicheren Konstruktion großer Gebäude in geradezu genialer Weise zu lösen. So ist z. B. die berühmteste Kirche Konstantinopels, die Hagia Sophia, schon im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit bewußter Rücksichtnahme auf Sicherung gegen Erdbeben als gewaltiger Kuppelbau errichtet worden. Sie hat trotz des schlechten Untergrundes und

der Häufigkeit von Beben, welche die Stadtmauer mehrfach zerstörten, unversehrt fast anderthalb Jahrtausende überdauert.

Heute errichtet man vielfach Steinbauten, denen durch eingefügte Stahlgerüste ein hoher Grad innerer Festigkeit verliehen worden ist. Dagegen zeigte sich, daß Bauten aus kleinen Steinen oder Ziegeln völlig ungeeignet sind. Die Techniker stellten fest, daß die Baulichkeiten durch Erdbeben in Schwingungen versetzt werden, welche zu einer Zerstümmerung der Konstruktion führen müssen, wenn nicht sämtliche Einzelteile in gleichem Tempo schwingen, eine Forderung, die sich jedoch in der Praxis schwer erfüllen läßt. Die Baupolizei schreibt jetzt in Japan eine besondere Bauweise und bestimmte Materialfestigkeit vor, um Häusern, Brücken, Eisenbahndämmen und anderen Werken von Menschenhand möglichst große Widerstandsfähigkeit gegen Erdbeben zu verleihen. Sonderliche Vorsicht wird bei der Wahl des Bauplatzes und der geologischen Untersuchung des Bodens geübt, wenn es sich um die Anlagen von Kraftwerken, Talsperren sowie die Verlegung von Gas-, Wasserleitungs- und Kanalisationsröhren handelt.

Für alle diese rein praktischen Zwecke aber ist eine sorgfältige wissenschaftliche Erforschung der Entstehung und des Mechanismus der Beben die wichtigste Vorbedingung. Daher wird von keiner anderen Nation die Erdbebenerforschung oder Seismologie mit so großem Eifer und solcher Hingabe betrieben wie von den Japanern. Das ganze Land ist mit einem Netz von Erdbebenwarten überzogen, deren Instrumente die kleinsten Bewegungen des Erdbodens mit einer ans Wunderbare grenzenden Genauigkeit aufzeichnen. Man kann heute schon jene mikroskopischen Erschütterungen feststellen, die der Boden durch den Herzschlag eines auf ihm liegenden Menschen erleidet. Jedes, auch das leiseste Zittern des Erdbodens, gleichviel woher es stammt, wird von den Apparaten vermerkt. Noch im Zentrum Asiens lassen sich z. B. die Schwingungen messen, in welche die Küstenfelsen durch den Anprall der Meereswogen versetzt werden.

Gerade deshalb aber müssen jene, durch Erdbeben verursachten Bewegungen von den durch andere Kräfte erzeugten sorgfältig unterschieden und die aufgezeichneten Kurven genau analysiert werden. Nur so sind wir imstande, die Handschrift der Registrierinstrumente, welche aus komplizierten Wellenlinien besteht, zu entziffern und sie in unsere Sprache zu übertragen. Dann aber können wir auch durch Vergleich der Aufzeichnungen an den verschiedenen Erdbebenwarten nicht nur die Ausbreitung der Erschütterungen über die ganze Erdoberfläche verfolgen, sondern wir vermögen auch die Fortpflanzung der Bebenwellen durch den Erdkörper hindurch zu kontrollieren. Die wechselnden Geschwindigkeiten, mit der die Wellen den Erdball durchmessen, gestatten zuverlässige Schlüsse über die Beschaffenheit der einzelnen Zonen des Erdinneren bis zum Erdkern hinab. Man hat auf diesem Wege höchst interessante Ergebnisse über jene geheimnisvollen Tiefen der Erde erhalten, die niemals eines Menschen Auge sehen wird.

Schon vor dem Kwanto-Beben wußte man, daß die schwersten zerstörenden Erschütterungen, die für die Menschheit jedesmal eine Katastrophe bedeuten, tektonischer Natur, d. h. daß sie im geologischen Bau der harten Gesteinskruste begründet sind, welche in ähnlicher Weise wie die Eierschale ihren Inhalt jene durch die innere Erdwärme erweichten und daher nachgiebigen, zähflüssigen oder flüssigen Gesteine in den großen Tiefen des Erdkörpers umschließt.

Zahlreiche Ursachen gibt es, die in der festen Erdkruste Spannungen erzeugen können und die Gesteinschichten dementsprechend zu verbiegen streben. Eine Scholle aus sprödem harten Granit, Schiefer oder Kalkstein wird schon durch Erwärmung oder Abkühlung, kleine Aenderungen ihrer Lage erfahren, ja mitunter sogar schon durch Schwankungen des Luftdrucks in einen Zustand der Spannung versetzt, bei dem sie leicht Sprünge erleidet oder ganz durchbrechen kann. Es ist ähnlich, wie bei der Biegung einer dicken Glas-

platte, die zunächst der verbiegenden Kraft etwas nachgibt, wobei jedoch die innere Spannung immer stärker wird, bis sich schließlich bei Ueberschreitung der Festigkeitsgrenze ein Sprung bildet oder ein Bruch vollzieht, was naturgemäß mit merklichen Erschütterungen verbunden ist.

Die tektonischen Erdbeben nun sind nichts weiter als solche Erschütterungen bei der Entstehung von Rissen und Spalten in der festen Erdkruste, und deshalb treten sie namentlich dort auf, wo der feste Gesteinsmantel, der das plastische Erdinnere umschließt, einer jungen geologischen Periode angehört und daher noch nicht seine Gleichgewichtslage erlangt hat, die gebirgsbildenden Kräfte vielmehr noch in Tätigkeit sind. In jenen Gebieten dagegen, die aus Schollen von hohem geologischem Alter bestehen, ist die Erdrinde tot und nur noch der Einwirkung zerstörender Kräfte der Atmosphäre, der Verwitterung und Abspülung ausgesetzt.

In wie hohem Maße nun gerade in Japan noch heute eine Umgestaltung der Oberflächenformen erfolgt, haben die neuesten Untersuchungen der dortigen Erdbebenwarten gezeigt. Man konnte feststellen, daß, wenn die Elastizitätsspannung des Gelsbodens übermäßig groß wird, nicht eine einzige Spalte aufreißt, sondern daß die Erdkruste bis zu bedeutenden Tiefen in ein Mosaik von Blöcken zersplittert, die etwa 50 Kilometer lang und ebenso dick sein können, und von denen jeder seine eigene Bewegung ausführt, sich hebt, senkt oder schrägstellt. Die Zerreißen des Gesteins erfolgen aber an sehr verschiedenen Stellen. Während in Europa der eigentliche Herd der Beben meist etwa 30 Kilometer unter der Oberfläche liegt, konnte man in Japan noch zehnmal tiefere Lagen des Herdes nachweisen. Es ergab sich, daß das Kwanto-Beben einen dreifachen Ursprung hatte. Drei aus verschiedenen Richtungen kommende Stöße folgten sich in Abständen von wenigen Sekunden. Jede Einzelererschütterung erzeugte Schwingungen von anderer Wellenlänge, die zwischen 0,3 und 0,7 Sekunden Dauer lagen und sich teilweise summierten, bzw. gegenseitig schwächten. Diese erst soeben gemachte Entdeckung des bewährten japanischen Erdbebenforschers Ishimoto erklärt nun auch die vorhin erwähnte Verschiedenheit in der Art und Verteilung der Zerstörungen von Gebäuden. Jedes Gebäude reagiert eben auf diejenigen Schwingungen, die ihm selber eigentümlich sind.

Der Anstoß, den das Kwanto-Beben der Erdbebenforschung gab, ist also insofern von großem Erfolg begleitet worden, als die Erkenntnis des Mechanismus der Erdstöße neue Methoden zur Vermeidung von Zerstörungen erschlossen hat. Trotzdem aber bleiben noch zahlreiche Rätsel ungelöst. Dazu gehören vor allem die merkwürdigen Erdbebengeräusche, auffallende Lichterscheinungen, Aenderungen der Luftelektrizität, sowie des erdmagnetischen Kraftfeldes und andere Vorgänge, die früher vielfach angezweifelt wurden, aber um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen, je tiefer die Forschung in die Geheimnisse der unterirdischen Kräfteäusserungen eindringt. Eigentümlich ist ferner die Tatsache, daß in der Sagami-Bucht, um so mehr Fische gefangen werden, je häufiger die Erdbeben sind, die auch mit der Blütezeit gewisser Pflanzen in Zusammenhang zu stehen scheinen.

Die letzten Ursachen, welche schließlich den Anstoß dazu geben, daß die Spannungen der Erdkruste sich durch ein Erdbeben lösen, sind freilich noch immer in Dunkel gehüllt. Man hat das Vorkommen von Sonnensflecken, Anziehungskräfte der Gestirne, Wirkungen von Ebbe und Flut, Wetterstürze, die mit Luftveränderungen einhergehen, Verschiedenheiten in der Belastung der Erdoberfläche, Wärmeänderungen im Erdinneren und andere Gründe angeführt, ohne jedoch bisher zu einem befriedigenden Ergebnis gelangt zu sein.

Dies ist auch der eigentliche Grund, weshalb bisher alle Arbeiten an dem Problem der Vorherjage von Erdbeben zu keinem abschließenden Ergebnis geführt haben.

Immerhin ist insofern bereits ein Anfang gemacht worden, als man wenigstens den Weg gefunden hat, auf dem weitere Fortschritte zu erwarten sind. Früher begnügte man sich meist mit statistischen Berechnungen, um die Zahl der Jahre zu ermitteln, in denen sich schwere Beben wiederholten, oder die Tages- und Jahreszeit festzustellen, welche von ihnen bevorzugt wurden. Es ist jedoch klar, daß man nach dieser Methode bestenfalls voraussagen könnte, welchem Jahr, bzw. welchem Monat oder welcher Tageszeit die größte Wahrscheinlichkeit für das Auftreten von Erdstößen zukommt. Der Menschheit ist aber mit Prognosen nur dann gedient, wenn diese den Eintritt kurz bevorstehender Katastrophen mit einiger Sicherheit anzugeben vermögen.

In Europa und Amerika ist vielfach eine Wanderung der Erdbebenherde in bestimmter Richtung beobachtet worden. Vorherrschend scheint dabei ein Fortschreiten nach Westen zu sein, woraus man schließen will, daß bei der Rotation der Erde um ihre Achse die Gesteinskruste sich langsam gegen den Erdkern verschiebt. Man fand aber auch mitunter, daß dort, wo früher eine große Spalte entstanden ist, die Erdbebenherde in der Richtung dieser Spalte weiterwandern, gerade als ob sie nun immer weiter aufrisse. So ist in Kalifornien ein Bebenzentrum seit 1906 durchschnittlich um 22 Kilometer südwärts gewandert und dürfte demnach, falls dieses Tempo beibehalten würde, etwa 1939 die mexikanische Grenze erreicht haben. Aber auch wenn diese Berechnungen stimmen sollten, wissen wir immer noch nicht, zu welchem Zeitpunkt auf der Gefahrenlinie wirklich ein Erdbeben eintreten wird.

Die Japaner sind deshalb anders vorgegangen. Ihimoto hat ein Instrument konstruiert, welches so empfindlich ist, daß es eine Änderung in der Neigung des Bodens um ein Zehntel Bogensekunde anzeigt. Damit man sich von diesem Betrag eine Vorstellung machen kann, sei hinzugefügt, daß eine solche Neigung der Hebung, bzw. Senkung des einen Endes einer 200 Meter langen Strecke um ein Zehntel Millimeter entsprechen würde. Die Messungen mit diesem Instrument zeigten nun, daß bereits 13 bis 6 Tage vor einem Beben der Boden seine Neigung um 6 bis 26 Bogensekunden zu ändern beginnt, also um einen, von dem Neigungsmesser leicht zu messenden Winkel. Auf dieser Grundlage wird nunmehr weitergearbeitet, und man hofft zuversichtlich, es werde gelingen die allerfeinsten Bewegungen des Bodens derartig streng zu überwachen, daß in nicht ferner Zukunft rechtzeitige Warnungen der Bevölkerung möglich sein werden.

Eine solche Warnung, allerdings nicht vor einem Erdbeben, sondern vor einem Vulkanausbruch, ist bereits auf ähnlicher Grundlage gelungen, denn es war möglich die 23 000 Einwohner einer Insel kurz vor der Katastrophe abzutransportieren und dadurch zu retten. Bei dem neuen japanischen Seebeben im März 1933 entstand eine große Welle, deren Eintreffen auf den Sandwich-Inseln so pünktlich vorhergesagt wurde, daß die Schiffe den gefährdeten Hafen verlassen und die offene See aufsuchen konnten. Nur dort, wo das nicht geschah, traten Verluste ein. Schließlich sei noch ein Fall erwähnt, bei dem die Natur selbst die Bewohner warnte. 1931 ging bei einer Serie von Erdbeben in Albanien jedem Stoß ein heftiges, donnerartiges Getöse voraus, so daß nach den ersten 30 Todesopfern kein weiteres mehr zu verzeichnen war.

Von allen Naturkatastrophen sind die Erdbeben die schlimmsten und verheerendsten, weil sie stets plötzlich eintreten und eine Flucht, die bei Uberschwemmungen, Vulkanausbrüchen und anderen Ereignissen Erfolg haben kann, nicht in Frage kommt. Um so aner kennenswerter ist es, daß die japanischen Erdbebeforscher das große Unglück des Jahres 1923 zum Anlaß genommen haben in streng wissenschaftlicher Weise den Ursachen dieser Geißel der Menschheit nachzuspüren und auf Abhilfe zu sinnen.

Rudolf Zesch

Gustav Nachtigal in Tunis

Unveröffentlichte Briefe des Afrikaforschers

Alle Geschichte verläuft in Parallelen. Erinnert uns nicht in mancher Hinsicht die nun glücklich überwundene Zeit vom Umsturz 1918 bis zum Anfang dieses Jahres an die Epoche deutscher Geschichte von der Revolution von 1848 bis zur Gründung des Reiches von 1871? Das alte Reich war zerfallen, ein neues im Werden. Der verhängnisvolle Kampf zwischen Nord und Süd um die Vorherrschaft in Deutschland trieb seinem Höhepunkt entgegen. Napoleons III. offenes Bemühen, durch eine Einmischung in diese innerdeutsche Angelegenheit, wenn nicht das linke Rheinufer (la frontière naturelle), so doch wenigstens einen neutralen Rheinstaat unter französischem Einfluß zu gewinnen, — ebenso auch die schleswig-holsteinische Frage — hätten eine Frontbildung gegen den äußeren Feind erwarten lassen. Statt dessen erregte der Verfassungskonflikt der preußischen Krone mit dem Parlament die öffentliche Meinung bis zur Siedehitze; „der Junker“ Bismarck galt als der Wegbereiter eines neuen absolutistischen Zeitalters.

Auf der anderen Seite hatte auch Deutschland teil an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dem wachsenden Wohlstand folgte eine verhältnismäßig steil steigende Kurve der Bevölkerungszahl. Europa begann bereits seine überschüssige Bevölkerung in überseeische Besitzungen abzugeben. Millionen deutscher Volksgenossen aber gingen der Nation und dem Staat verloren, da kein eigener Kolonialboden auch nur einen Teil der Auswanderung hätte aufnehmen können. Wer nach freiwilligem oder erzwungenem Auszug aus den vielen deutschen Vaterländern im Ausland ein Vorwärtskommen erhoffte, mußte fast immer in fremde Dienste treten.

Es war auch das Schicksal des ehemaligen preußischen Militärarztes Dr. Nachtigal — wie so manches jungen Deutschen unserer Zeit.

* * *

Die älteren aus dem lebenden Geschlecht werden sich Gustav Nachtigal's erinnern als des ersten Reichskommissars von Kamerun. Sie werden sich vielleicht auch erinnern, daß er 1869 in das Innere des schwarzen Erdteils gezogen war, dem Sultan Omar von Bornu Geschenke Königs Wilhelms zu überbringen — als Dank für den großmütigen Schutz und die wertvolle Unterstützung der deutschen Reisenden Barth und Overweg, Vogel, Beumann und Rohlf's. Bei dieser Gelegenheit gelang es Nachtigal bekanntlich als erstem Europäer, bis zur Oase Fokru im gesüchteten Gebirge Tibesti und zum König von Wadai vorzudringen. Eduard Vogel und Moritz von Beumann waren in diesem Lande ermordet worden; Gerhard Rohlf's hatte an der Grenze wieder umkehren müssen, weil ihm der Vorgänger dieses Königs jeden Schutz versagte. Zuldigungen und Ehrungen weit über die wissenschaftliche Welt und Deutschland hinaus empfingen Gustav Nachtigal, als er nach der Durchquerung der Sahara und des Sudan nach sechsjähriger Abwesenheit mit reichen Ergebnissen in die Heimat zurückgekehrt war.

Nachtigal stand auf der Höhe seines Lebens, hatte seine geschichtlichen Leistungen bereits vollbracht, da gedachte auch das amtliche Deutschland ihn zu ehren. Aufmerksam geworden auf seine diplomatische Befähigung, entsandte ihn das Auswärtige Amt 1882 als Generalkonsul nach Tunis. Seiner Leistung und der Wertschätzung auch durch die einheimische Bevölkerung verdankte er zwei Jahre später den Auftrag Bismarck's, an der Spitze einer Expedition „die Interessen des Reiches an der Westküste Afrikas wahrzunehmen“, also die späteren Schutzgebiete Togo, Kamerun und Lüderitzland unter die Reichshoheit zu stellen. Nur mit größtem Widerstreben entschloß sich

Nachtigal zur Annahme dieses ehrenvollen Auftrages, dem er sich körperlich nicht mehr gewachsen fühlte. Einem Freunde schrieb er damals: „Es ist mir, als ginge ich meiner Verurteilung entgegen“ und „Der Kelch ist nicht an mir vorüber gegangen“. Im Juli 1884 nahm er Sagida und Lome, dann Kamerun für Deutschland in Besitz. Am 29. Oktober erfolgte seine letzte denkwürdige Amtshandlung, die Entfaltung der deutschen Flagge in Bethanien. Auf dem Wege in die Heimat erfüllte sich seine düstere Ahnung. Auf hoher See, an Bord des Kanonenbootes „Möwe“, erlag Nachtigal am 26. April 1885 einem bösartigen Tropenfieber. In Kamerun hat der erste Reichskommissar dieser Kolonie seine letzte Ruhestätte gefunden.

Seine Erfolge als Forscher und die Besitzergreifung dieser Schutzgebiete an der westafrikanischen Küste durch ihn sind in das Buch der deutschen Geschichte eingegangen. Wer aber kennt außer den zünftigen Geographen und Historikern Nachtigals Entwicklungsgang, seine afrikanischen Lehrjahre in Bona und Tunis?¹⁾

* * *

Als Nachtigal im Oktober des Jahres 1862 im algerischen Hafen Bona afrikanischen Boden betrat, glaubte er an einen kurzen Aufenthalt zur Kräftigung seiner Gesundheit, aber nicht an eine Wende seines Lebens. Sechs Jahre währten seine Reisen in der Sahara und im Sudan, die ihn in die erste Reihe der Afrikaforscher stellten; sechs Jahre auch umfaßte die „Vorbereitungszeit“ in Tunis. Ihm unbewußt nahmen dort seine charakterliche Entwicklung und sein äußerer Lebensweg die entscheidende Richtung. Am 3. Juni 1863 war Nachtigal in Tunis gelandet. Der Ortswechsel schien jedoch zunächst keine Verbesserung zu bedeuten. Die Folgen seiner Krankheit machten ihm noch lange große Sorgen. Die Nebel über seiner Zukunft wollten nicht weichen. Der Mangel an geselligem Leben und geistiger Zerstreuung drückten auf sein Gemüt. Dies „Lebenspenibler Vegetation“, wie er es einmal nannte, hat ihn oft mutlos gemacht. Mehrfach war Nachtigal geneigt, dem Drängen seiner Mutter und anderer Verwandter nachzugeben und in die Heimat zurückzukehren. Immer wieder aber überwand er diese Depressionen, kämpfte mit bewundernswerter Fähigkeit um die Sicherung seines Daseins, gegen die „tägliche Misere“ im „abscheulichsten Land der ganzen Welt“. So gewann Nachtigal zu seinem oft gerühmten, immer freundlichen, entgegenkommenden Wesen die nötige Härte, eine mit großer Geduld gepaarte Energie und ein starkes Selbstbewußtsein, das jedoch nie verletzte. Der Zwang, sich beschleunigt eine einträgliche Praxis zu schaffen, und der Wunsch, aus diesem Grunde auch baldmöglichst Zutritt zum Hofe des Regenten zu gewinnen, verdoppelten seine Bemühungen, sich in kürzester Zeit mit den Gewohnheiten des Landes und der Menschen, besonders ihrer Sprache, vertraut zu machen. Seine ersten Erfolge als einziger Arzt der tunesischen Regierungstruppen bei der Ueberwindung des Aufstandes gegen den damals regierenden Bey Mohamed-es-Sadoq, die spätere Berufung zum „Arzt seines Hofstaates und Chesarzt seiner Marine“ — wie Nachtigal sich selbst einmal bezeichnet hat — sind undenkbar ohne diese Abnutzung seines Charakters, ohne dies ernste Streben unter ungunstigen Bedingungen. Erst die Ergebnisse seines Aufenthaltes in Tunis öffneten Nachtigal das Tor in das geheimnisvolle Innere des Landes und gaben ihm die Möglichkeit, seinen phantastischen Tatendurst zu stillen. Am Rande des märchenhaften Kontinents entzündete sich seine Phantasie.²⁾

Aus dieser Zeit, die für seine Entwicklung so bedeutsam war, liegen 14 Briefe vor, welche das Reichsarchiv in Potsdam unter den Nachlässen berühmter Männer auf-

¹⁾ Da keine Biographie Nachtigals gegeben werden soll, genügen für seinen ersten Lebensabschnitt die folgenden Zahlen: Geboren am 23. Februar 1834 im Pfarrhaus zu Eichstedt in der Altmark. 1852 die Reifeprüfung am Gymnasium in Stendal. Studium an der „Pepiniere“, in Halle, Würzburg und Greifswald. 1857 Promotion und große Staatsprüfung. 1858 bis 1861 Militärarzt in Köln beim 30. und 33. Infanterie-Regiment. Ausscheiden aus dem aktiven Militärdienst, als die Vorboden einer wohl vom Vater ererbten Lungenkrankheit sich zeigten. Sie kam zum Ausbruch, gerade als er sich als Arzt niederlassen wollte. Mit Unterstützung seiner Kölner Verwandten Uebersiedlung nach Nordafrika.

²⁾ Dr. Paul Güpfeldt in der Gedächtnisrede vor der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin. Mitgeteilt in den Verhandlungen der Gesellschaft Band XII, Nr. 7. Siehe auch „Deutsche Rundschau“, Juliheft 1885. Seite 111.

bewahrt. Empfänger ist sein Oheim Dietrich Nachtigal, Inhaber eines großen Delgeschäfts in Köln, dem er seit seiner Militärzeit eine rührende Anhänglichkeit bewahrte. Rammangel verbietet leider einen wörtlichen Abdruck dieser Briefe, zumal die lebhaften Schilderungen häufig epische Breite annehmen. Aber Auszüge aus diesem Schriftwechsel sollen einen Einblick in den Werdegang dieses verdienstvollen Mannes gewähren.

Die „Deutsche Rundschau“ hat schon einmal Briefe von Nachtigal der Öffentlichkeit übergeben. Auf der gemeinsamen Trauerfeier, welche die Gesellschaft für Erdkunde und die Anthropologische Gesellschaft in Berlin für den so plötzlich aus seiner amtlichen Tätigkeit herausgerissenen Afrikaforscher veranstalteten, forderte Dr. Julius Rodenberg einen Freund des Verstorbenen auf, aus Nachtigals Briefen an ihn eine Auswahl in der „Deutschen Rundschau“ zu veröffentlichen.³⁾

* * *

Durch alle diese Briefe zieht sich die Erörterung, ob die Heimat oder die Fremde ihm bessere Lebensbedingungen gewähren könnten. Noch nach mehr als fast einjährigem Aufenthalt in Tunis schrieb Nachtigal am 30. Juni 1864 seinen Verwandten:

„Nur im Falle, daß mir die Fremde nichts Besseres bietet als die Heimath, werde ich gleich zurückkehren. Je wahrer es ist, daß ich 30 Jahre alt bin und die Zeit drängt, mir Geld zu erwerben, worauf ja alles hinauskommt, desto sicherer ist es auch wahr, daß ich alle Veranlassung habe, darauf zu sehen, so schnell als möglich mir diese materiellen Schätze zu sichern. So lange ich nicht auf das Klarste und Unwiderleglichste gezwungen bin, meinem Streben zu entsagen, werde ich suchen, einen Platz zu finden, der mich binnen einer gewissen Frist zu einer gewissen Unabhängigkeit zu bringen verspricht. Dann werde ich meinen Grundsätzen gemäß, die Ihr als unausführbare Ideale betrachtet, zu meiner eigenen Befriedigung und meiner Mitmenschen Nutzen leben können. Nur so endlich habe ich die Aussicht, meiner Mutter durch die Erziehung theilweise desjenigen, daß sie über ihre Kräfte an mich und meine Ausbildung und meine Gesundheit gewendet hat, ihr späteres Alter vernehmlichen und sichern zu können. Nehme ich jetzt, was mir die Heimath bietet, so ist keine Aussicht, diese Pläne auch nur theilweise realisieren zu können. Mein Alter und meine Lage würden mich zwingen, die erste beste Gelegenheit mit Sicherheit das tägliche Brod zu erwerben, zu benutzen und ich würde unrettbar einer Zukunft anheim fallen, die mir ganz und garnicht lochend erscheint. Ich würde vielleicht, wie der Dr. Schmidt in Seehausen, den Ihr ja kennt und der kürzlich gestorben ist, in einem ähnlichen Städtchen eine ebensovorte Praxis erlangen, um, wie er, auf Landstraßen und Leiterwägen meine Gesundheit im Winter zu untergraben und, wie er, eine Familie im Elend zu hinterlassen. Und er hatte die beste Praxis im Orte und die Gegend ist nicht arm. Glaubt nicht, daß diese Beispiele selten sind. Das würde mein Schicksal sein, da mir die Nothwendigkeit und die feste Absicht, gleich schnell zu verdienen, die großen Städte verschließt. Ich muß gestehen, daß ich durchaus nichts Ueberspanntes in diesem Raisonement finden, auch Unbescheidenheit in dem Streben sehen kann, einer solchen Zukunft entgehen zu wollen. Auf der anderen Seite bleibt sie mir immer, wenn ich durch die Ungunst der Umstände oder durch eigene Fehler in meinen weitergehenden Plänen nicht reussiren sollte. Dann werde ich immer noch ein Plätzchen finden, um mich in mein Schicksal ergebend, mein tägliches Brod in derselben Weise mühsam zu verdienen, wie es so Viele zu thun gezwungen sind; und ich werde es dann ebenfalls sicherer meinem Körper zumuthen können, die Funktionen eines norddeutschen Landarztes zu erfüllen, als jetzt, wo ich über die Jahre des Wiedererwachens der gefürchteten Lungenkrankheit noch so wenig hinaus bin. Der Gedanke, noch länger, ohne zu verdienen, Anderen auf dem Halse zu liegen, ist mir geradezu unerträglich; darum müßte ich in der Heimath die erste, beste Gelegenheit, sicher zu verdienen, annehmen, und mich dadurch

³⁾ „Deutsche Rundschau“, 1885, Band 45, Heft 1 und 3. Dorothea Berlin, die Schwester dieses Freundes, hat diese Aufsätze durch Briefe Nachtigals an seine Mutter und Schwester ergänzt und 1887 im Verlag der „Deutschen Rundschau“, Gebr. Paetel, unter dem gleichen Titel wie die Aufsätze „Erinnerungen an Gustav Nachtigal“ als Buch herausgegeben. Dieser Sammlung entstammen auch die vorhergehenden und noch folgenden Citate, soweit keine andere Quelle angegeben ist.

vielleicht zu ewiger Unzufriedenheit und Unbedeutendheit verurtheilen. Ich weiß wohl, daß meine Mutter dies auch von einem anderen Gesichtspunkte aus beurtheilt, und daß meine Auffassung sie momentan unglücklich macht; und doch glaube ich, daß das der einzige Weg ist, die Pflichten gegen sie, die ich in so reichem Maße habe, rechtzeitiger zu erfüllen. — Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß meine Art zu urtheilen, unvernünftig wäre, und alle verständigen Leute, denen ich die Sache zur Beurtheilung vorlege und die die Ausichten in unseren Ländern ungefähr kennen, sind derselben Ansicht."

Schon im vorhergehenden Brief — vom 5. Juni — hatte er sich gezwungen gesehen, den ernsthaften Ermahnungen seines Onkels entgegenzuhalten:

"Du hast vollständig Recht in Deiner Art und Weise zu urtheilen und wenn irgend Jemand gefühlt hat, wie schamhaft und unpassend es ist, in diesem Alter noch Geldunterstützung von der Familie in Anspruch zu nehmen, so bin ich es, sei dessen versichert. Lehtere so kurze Zeit als möglich zu gebrauchen, war vorzüglich eine Rücksicht, die mich verhinderte, nach Hause zurückzukehren."

Geldsorgen haben Nachtigal dauernd beunruhigt. Am 11. Januar 1864 äußerte er die Befürchtung, es müsse wohl eine Geldsendung verloren gegangen sein:

"Ich bin in der That nun vor Weihnachten ohne Geld und so in nicht unbeträchtlicher Verlegenheit. . . . Von den wenigen Arabern, die ich behandle, ist gar kein Mittel, Etwas zu erhalten, da sie gewöhnlich Nichts haben, vorzüglich wenn sie Beamte sind, die vom Gouvernement schon lange nicht bezahlt wurden. In Summa, ich sehe mich genöthigt, dringend um eine Geldsendung zu bitten, die immerhin, wenn ich nicht gleich wieder kommen soll, da ich dann mehrere Monate Hotelrechnung auf einmal werde zu bezahlen haben, etwas größer als gewöhnlich, sein dürfte. Ich kann nur die Versicherung geben, daß ich mich einer Sparsamkeit befleißige, wie ich sie in Europa nie gefannt habe. . . . Meine Kleidung ist bis auf Sommerbeinkleider von Leinwand, die nämlich, mit der ich abgegangen bin, und bedürfte wohl eines Ersatzes, und doch habe ich Furcht oder Scheu, mir nur eine neue Kopfbedeckung zu kaufen."

Dabei war Nachtigal ehrlich genug, auch mit sich selbst zu Räte zu gehen, ob die Mißersolge nur auf die äußeren Umstände zurückzuführen wären. Am 24. April 1864 schrieb er nach Köln:

"Mir geht es ganz gut und ich muß nun endlich zu einem entscheidenderen Resultate gelangen, als bisher. Ihr werdet sehr wohl begreifen, daß mein Ehrgefühl es mir sehr schwer werden lassen würde, zurückzukehren, ohne etwas mehr und Anderes erreicht zu haben, als bisher gelang. Dies ist umso mehr der Fall, als ich sehr wohl fühle, daß mir manche Eigenschaften abgehen, die ich zwar nicht für sehr achtungswerth und lobenswürdig an und für sich halten kann, die aber zum „Vorwärtskommen“ in der Welt sehr nöthig sind. Alle Welt hier schimpft fortwährend über meine Bescheidenheit, während ich leider nicht einmal dies zweifelhafte Lob annehmen kann. Diese Bescheidenheit ist zum großen Theil ein falscher Stolz, zum andern eine Art Ungeschicklichkeit, Mangel an List. Es widersteht mir im höchsten Grade mich anders zu zeigen als ich bin, anders zu sprechen als ich denke; Jemandem gegenüber Lebenswürdigkeit oder Freundschaft zu zeigen, den ich nicht hochachten kann; Leute für mich zu derangiren, für mich um Etwas zu bitten, von deren Interesse, deren Freundschaft für mich ich nicht überzeugt sein kann. Man mag sagen, was man will, fast alle Wege in der Welt, auf denen man zu Etwas Erklecklichem gelangt, sind auf Unwahrheit, zuweilen sogar auf directe Lüge gebaut und ich will sie nicht, ich stoße sie zurück. Ich habe tausend einfache Schritte gethan, um Etwas zu erlangen, was mir wünschenswerth oder nothwendig erschien; ich konnte in Folge meiner Ansichten nicht concurriren mit Anderen, die weniger verschroben waren."

Seine „verschrobenen Ansichten“ waren es aber nicht allein, die ihn an sichtbaren Erfolgen hinderten. Schon am 10. November 1863 (im ersten Brief aus der Sammlung des Reichsarchivs) hat er seinen Verwandten andere Gründe für die Schwierigkeit einer Existenzgründung auseinandergesetzt:

"Ich glaube mich durchaus nicht beeinträchtigt, wenn neue Doctoren die Bühne betreten; ich wollte auf die Dauer mit Vergnügen ihre Concurrenz ertragen, die mir bei der Mehrzahl derselben vielmehr zum Vortheil gereichen würde. Für Erzielung eines

augenblicklichen Erfolges sind sie dagegen schädlich, wie sie auch, da ein großer Theil Speculanten und Scharlatane sind, zur Vermehrung des Argwohnes gegen fremde Mediciner beitragen. Alles dies ist allerdings gleichgültig, sobald man nur nicht schnell eine Clientenschaft haben will. Bei der Betrachtung der großen Stadt Tunis ist nur niemals zu vergessen, daß der europäische Arzt auf die Europäer angewiesen bleibt, daß 150 000 Eingeborene vorhanden sind, die zum Theil zu indifferent sind, um einen Arzt zu consultieren, zum Theil vielmehr ihren Talismanen, Amuletten und Zaubereien glauben, zum Theil endlich, wie Kinder, garnicht im Stande sind, die ärztliche Kunst auch nur allgemein hin zu beurtheilen. Jetzt zum Beispiel hat auf dem Plage ein italienischer „empirischer Doctor“ den Schauplatz seiner Thätigkeit in einem Wagen mit einem riesigen Schirme gegen Sonne und Regen eröffnet. Er bricht Zähne aus und verkauft kleine Glacons eines wunderthätigen Mittels gegen alle Krankheiten. Sein Wagen ist belagert, und er wird nach dem Verlaufe seiner Glacons gewiß mit erheblichem Profit das Land verlassen. Soll ich Plakate von mir neben den seinigen kleben sehen? Ich würde nur in den Augen der ersten Familien hier den Credit verlieren, den ich zum Theil gewonnen habe, zum Theil aber noch zu gewinnen hoffe.“

„Eine Complication unglücklicher Umstände, d. h. unglücklich wenigstens augenblicklich für das Land, das ich momentan bewohne“, — berichtete Nachtigal am 24. April 1864 — ließ ihn hoffen zu „reussieren“. Gegen den Bey — „ein guter Mann, aber ohne Energie und ohne zureichende Intelligenz“ charakterisiert er ihn im gleichen Brief — und seinen klugen „allmächtigen“ Premierminister hatten sich fast alle Stämme erhoben.

Die tunesische Verfassung — „die der gemeinsamen Arbeit des Herrn S. Roche, damaliger französischer Minister-Resident und S. Wood, engl. Chargé d'affaires, ihren Ursprung verdankt“ — entzog dem Bey die unmittelbare Gerichtsbarkeit. Mit dieser Regelung waren die „Unterthanen“ durchaus nicht einverstanden. „Dem patriarchalischen Leben der Araber, wo der Familienvater einen unerhörten Respect hat, wo die Autorität alles ist, sagt es weit mehr zu, den Bey selbst Recht sprechen zu lassen, ihm ihre streitigen Fälle ungenirt vorzulegen und sie wenigstens schnell beendet zu sehen.“

Das war der Grund zu dieser Rebellion, der andere ergab sich aus der völlig verfahrenen Finanzlage der Tunisie. Das Land war mehr und mehr verarmt; trotzdem hatte die Regierung, um ihren dringendsten Verpflichtungen nachkommen zu können, die Kopfsteuer von 36 Piafter (etwa 6 Thl.) verdoppelt. Die Insurgenten hatten einen Gegen-Bey gewählt und erhoben nun zahlreiche Forderungen.

„Wohl niemals war die Lage einer Regierung verzweifelter, denn niemals gebot eine solche über weniger materielle Kräfte, Soldaten und Geld und niemals sah man eine so gänzlich verlassen, so gänzlich ohne Partei. Ich und alle Welt mit ihr wunderte mich stets, daß Bey und Ministerium so ganz unfähig waren, einen Entschluß zu fassen, diesen mißlichen Umständen gegenüber. Mit kindischem Eigensinn schienen beide den Forderungen des Landes gegenüber weder nachgeben zu wollen, noch auch widerstehen zu können. Man war etwas verzweifelt, besonders der Bey, ein sehr guter, wohlwollender Mann, weinte viel und soll sich in sehr wenig muselmännischer Weise durch berauschende Getränke getröstet haben; man suchte die verzweifelte Lage nach außen hin etwas zu bemänteln; doch übrigens legte man die Hände in den Schooß. Alles dies war natürlich in dem traurigen Mangel an Armee und Geld wohl begründet; doch der gute Muth und die Zuversicht, die wenigstens den Premier-Minister, Sidi Mustafa Khaznadar, gegen den die ganze Bewegung vorzüglich dirigirt war, nie verließ, beweist die große Kenntnis, welche dieser intelligente Mann von dem Charakter der Araber hat.“

In dem gleichen Brief, einem Rückblick auf die Vorgeschichte des Aufstandes aus El-Kef, Ende November 1864, heißt es weiter:

„Trotzdem die Rebellen die Macht hatten, fiel es ihnen doch nicht ein, nach Tunis oder der Residenz Barbo bei Tunis zu kommen, um eine Pression auf die wehrlose Regierung auszuüben. Unbestimmte Furcht vor ummauerten Städten mit Kanonen auf den Wällen, Mißtrauen gegen die Geschwader der verschiedenen Nationen, welche auf der Rhede der Gulette stationiert waren, und Indifferenz, ihrem Wesen inhärent, die Sache consequent weiterzuführen, hielten sie von diesem entscheidenden Schritte ab.“ Sie blieben „ganz ruhig in ihrer Heimat, gehen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen

nach und sind froh, keine Steuern bezahlen zu brauchen, von denen sie sicher sind, daß die gegenwärtige Regierung nicht die Macht hat, sie einzutreiben."

Das Fehlen einer schlagfertigen Truppe brachte den rechtmäßigen Bey nicht nur „in die jämmerlichste Lage von der Welt" — sondern alarmierte auch alle interessierten Mächte. Die gänzliche Demoralisierung, — „dies System des straflosen großartigen fortgesetzten Diebstahls von Millionen, wie es Minister und hohe Beamte seit Jahrzehnten treiben" — erweckte bei den Franzosen die Hoffnung, sich jetzt endgültig des Landes bemächtigen zu können. Eine nächtlicher Weise versuchte Truppenlandung scheiterte aber am Protest des Bey, dem die Anwesenheit von 5 italienischen, 4 englischen, 3 türkischen und einem amerikanischen Kriegsschiff Mut gemacht hatte. Auch nach Innen raffte sich die Regierung nun zu Taten auf. Sie erfüllte die weniger wichtigen Forderungen der Aufständigen und erreichte dadurch die Unterwerfung fast der Hälfte der Stämme. Gegen die anderen rüstete man zwei Expeditionen aus und zog mit einer Macht von etwa 10 000 Mann, die größtenteils durch Zahlung hoher Prämien angeworben waren, ins Innere des Landes.

(Schluß folgt)

Gustav Frenssen

Zum siebenzigsten Geburtstag, 19. Oktober

Wäre Gustav Frenssen im vorigen Jahr siebzig geworden, wir hätten mit dem Glückwunsch ein energisches Eintreten für ihn und sein Werk verbinden müssen; denn der Dichter des „Jörn Uhl" ist von der jüngsten Vergangenheit in einer Weise ungerecht behandelt worden, gegen die man sich immer wieder auflehnen muß. Als sein „Jörn Uhl" erschien, jubelte ihm ganz Deutschland zu, die Leser ebenso wie die Kritik. Aber gerade diesen Erfolg, der durchaus natürlich und echt war, mußte er fast ein Menschenalter hindurch büßen. Der Gipfel, auf den er ihn trug, war zu hoch; die Sepsis mußte sich an den Autor machen, und sie tat es gründlich. Die bleibende, unmittelbare Wirkung Frenssens auf die Nation ließ sich nicht ausschalten; seine literarische Erscheinung, seine Stellung in der Rangordnung des literarischen Lebens wurde dafür desto gründlicher zerstört. Frenssen behielt seine Leser; das Bild seines geistigen Wesens aber verblaßte in der falschen Beleuchtung, die man ihm gab, bekam in den Farbwerten ein völlig entstelltes Aussehen. Das Positive verlor an Wirklichkeit, das Negative wurde in den Vordergrund gezogen und überbetont. Ein dichtender Pfarrer, ein Volkschriftsteller — das war noch das Beste, was man ihm ließ. Daß in Gustav Frenssen ein Mann stand mit einer ganz ursprünglichen dichterischen Kraft

des Mitlebens und zugleich ein Mann mit einem sehr starken und feinen Kunstinstinkt, dem wir eines der reinsten und geschlossensten Kunstwerke in der deutschen Dichtung des letzten Menschenalters verdanken — das wurde höchstens einmal irgendwo abseits festgestellt. Für die offizielle Literatur existierte der Landsmann Theodor Storms kaum.

Vor einem Jahr noch hätte man gegen diese Verkennung einer der reichsten und volksmäßigsten Kräfte unserer Dichtung energisch anlaufen müssen. Heute ist Frenssen, gerade recht zu seinem siebenzigsten Geburtstag, aus dieser Vereinsamung herausgeholt, Mitglied der Akademie, offiziell in die Reihen der Männer aufgenommen, in denen der Staat diejenigen ehrt, die unbeirrt durch Zeiten und Strömungen nur ihren Weg gegangen sind, den sinnvollen Weg zu einer Dichtung aus dem Ganzen und für das Ganze. Die Zeiten, da man für ihn eintreten mußte, sind vorüber. Worum es heute noch geht, ist, das Bild seines wirklichen Wesens zu geben, im Licht der Wirklichkeit die schöne und reiche Farbigkeit sich unverfälscht auswirken zu lassen, die von seinem Werk ausstrahlt. Es gilt nicht mehr zu verteidigen oder zu werben: es gilt nur noch zu zeigen — und dann vor dem Porträt, das sich dabei ergibt, einen tiefen Diener zu machen.

Um Gustav Frenssens Jugend ist die gute Luft von Holz und Erde, von Handwerk und Bauerntum: der Vater war Tischler, die Mutter stammte vom Lande. In Dithmarschen, in der Landschaft Theodor Storms, ist er aufgewachsen; er ist sogar ebenfalls in Husum auf die Schule gegangen. Mit Storm hat er auch die meiste Wesensverwandtschaft. Er hat die gleiche, stark sensorische Grundanlage, die intensive sinnliche Verbundenheit mit Leben und Wirklichkeit. Er hat sogar diese Fähigkeit gelösten Eingehens in das Dasein noch stärker als Storm, weil er den Mut hat, das Erotische weniger zu sublimieren, als der Ältere es tat. Den nannte Fontane nicht umsonst den Weisheitsmonopolisten; Frenssen läßt ruhig dem Kuß sein irdisches Recht und spart sich die Weisheit für andere Gelegenheiten auf. Man hat ihm das oft vorgeworfen, und es gibt Szenen in seinem Werk, in denen seine Kraft des Zuhause seins auf der Erde stärker wird, als es der Bogen der Erzählung, zu der diese Momente gehören, eigentlich zuläßt. Sie brechen aus dem Zusammenhang des Ganzen; aber sie zeigen auch die Kraft des Lebens, die in diesem Dichter ist, und die zuweilen größer wird als seine Kraft der Kunst. Sie leuchtet nicht nur hier auf; sie trägt auch sein Bild der äußeren Welt. Und wieder steigt die Gestalt Storms empor: Frenssen hat die gleiche Kraft des Erlebens und Gestaltens der Landschaft, wie sie der Dichter des Staatshofes besaß. Schon im „Jörn Uhl“ leuchtet die heimatlige Welt in strahlenden Farben um das Gesicht des Knaben, und in gleicher Weise ist sie in den späten Dichtungen, am schönsten vielleicht in der Meer- und Deichwelt, in die der kleine Knabe Otto Andrä, der Lütke Witt aus der Ruhrstadt, beglückt und hingerissen eingeht.

Frenssen besitzt darüber hinaus vor Storm den stärkeren Mut zum Gefühl; manchmal denkt man, daß er eigentlich viel weiter südlich zu Hause sein mußte. Er fürchtet sich nicht vor dem Vorwurf der Sentimentalität, redet dichterisch und gelegentlich auch einmal unbeforgt undichterisch aus seinem unmittelbaren Empfinden und läßt seine Menschen ebenso reden und leben. Er hat etwas von Dickens' beglückendem Mut zu dem heimlich ja doch von Allen ersehnten Gefühl; so wächst um ihn eine Welt, die von innen heraus lebt und darum unmittelbar den Zugang zum Inneren auch der andern findet. Das Biblische, aus dem ein gut Teil seiner frühen dichterischen Welt stammt, wohl weil ein wesentlicher Teil seiner jungen Jahre sich in diesen Bereichen abspielte, gleitet zu-

weisen ins Pastorale hinüber; gerade das aber verbindet ihn wieder mit dem härteren Gott-helf, mit Paul Ernst, mit vielen der besten Deutschen und ist mindestens so wirklich wie die Naturalistik des Unsympathischen, welche die ihn verneinende Zeit neben ihm beherrschte. Und zuweilen, wie im „Untergang der Anna Hollmann“, packt ihn einmal ein Gegenstand so sehr, daß ein reiner Ausgleich zwischen Dichtung und Leben entsteht. Diese Erzählung gehört zu den seltenen Werken der Zeit nach dem Naturalismus, in denen Wirklichkeit und Dichterisches auf eine natürliche Weise in ein durchleuchtetes Ganzes verwoben sind. Sie ist aus dem Volk gewachsen und zugleich in die Regionen des Metaphysischen vorgetrieben, ohne die Beziehung auf das Volkhafte zu verlieren; mit einer gleichmäßigen, beruhigten Kraft fast wie eine Legende zieht sie vorüber, eine der schönsten Gaben, die wir Frenssen verdanken, und eins der geschlossenen Kunstwerke der letzten Menschenalter. Die dichterische Diskontinuität Frenssens wächst hier zu einer Größe auf, die den Vergleich mit Gott-helf durchaus verträgt, und zugleich ist das Ganze mit so fester Hand in eins gefügt, daß man darüber gern manches Losere, weniger fest Gefügte in anderen Erzählungen des Dichters in Kauf nimmt. Es ist ein bißchen beschämend, daß dieses Buch noch heute nicht im entferntesten den Rang einnimmt, der ihm gebührt. Neben dem „Jörn Uhl“, neben dem ausgezeichneten Kriegsbuch aus dem Hereroaufstand „Peter Moors Fahrt nach Südwest“, dem ersten modernen Kriegsbuch der deutschen Dichtung seit Eliencron und einem Vorläufer von Hans Grimms Afrikanerndichtung, ist es eine von den Arbeiten Frenssens, um deretwillen man ihn mit Recht in die Reihe Wilhelm Raabes gestellt hat. Aus der Langsamkeit des Volkes und dem Lebensgefühl des Volkes ist hier ein Bild, eine Vision gewachsen, die Abbild eines Stücks vom besten deutschen Wesen ist.

So ungefähr steigt heute in großen Umrissen die Gestalt des Dichters Gustav Frenssen aus den fälschenden Schatten, die bisher über ihr lagen. Es wird Sache einer neuen Generation sein, dieses Bild im einzelnen vom Werk aus zu ergänzen, das Werk vom Menschen her zu durchleuchten. Wir Älteren freuen uns, daß das Wesensbild, das wir aus jungen Jahren her von dem Dichter des „Jörn Uhl“ besaßen, als richtig und gerecht bestätigt wurde und nutzen gern die Gelegenheit, dem Siebzigjährigen Dank zu sagen für alles, was er in diesen Jahrzehnten uns und Millionen anderer gegeben hat.

D. R.

Literarische Rundschau

Von B bis W

Juliane Böcker, *Der Lieblings-
John des Seraph. Legenden. Band 12
der Tukan-Reihe*, (München, Tukan-Verlag.)
Es ist ein Erstlingswerk, man möchte nicht
streng sein, doch wird einem die Milde auch
nicht ganz leicht gemacht. Denn diese Legenden
sind gerade das, was Legenden am aller-
wenigsten sein dürfen, nämlich sentimental.
Nun gibt es zwei Arten von Sentimentalität:
die eine tritt auf als Ersatz für ein fehlendes
echtes Gefühl, die andere entstammt einem
Uebermaß des Gefühles, einem Zuwenig an
Gefühlsklärung und Gefühlsbändigung. Der
Umstand, daß Juliane Böckers Sentimentalität
der zweiten Kategorie zugehört, läßt der Hoff-
nung auf ihre weitere Entwicklung noch einigen
Raum.

Arnolt Bronnen, *Erinnerung an
eine Liebe*. (Berlin, Ernst Rowohlt.)
Ein Dolomitenkämpfer lernt beim Wiederauf-
suchen seines alten Kriegsgebietes das Mädchen
Eri kennen, folgt ihr nach Berlin und sucht
nun im Werben um sie „das Gleichgewicht
zwischen Mann und Gestirn, das unter der
Dunkelmacht der Städte so leicht verlirenging“,
bis ihr halbverschuldeter Tod diese gnaden-
und hoffnungslose Liebesbeziehung zerreißt. Ver-
glichen mit Bronnens früheren Büchern etwa
mit „O. S.“, ist die Erzählung sehr gebündelt,
ja zähm. Das exaltierte Tempo von einst, das
Uebersteigeren wollen um jeden Preis, die moto-
rische Getriebeheit, das alles ist gebremst und
gedämpft. Soll man das begrüßen oder be-
dauern? Jedenfalls ist aus der Bronnenschen
Diktion mit der wilden Beisehensdynamik
ein Stück ihrer am meisten charakteristischen
Kraft gewichen. Auch die Manier freilich hat
sich verloren, nur ein klein wenig von ihr blieb
übrig, z. B. im Orthographischen. Das
Kräftigste und Lebendigste des Buches sind die
kaiserjägerlichen Kriegserinnerungen von der
Dolomitenfront. Allerdings haben sie keine sehr
deutliche Beziehung zu den anderen Inhalten
des Buches, es sei denn die eine: dazutun,
warum der Held, dieser Sähnrich Abby, ein
zum Untergang Bestimmter ist. Sähnrich Abby
nämlich läßt sich begreifen als ein Spezifikum
unserer Zeit, als der heroische, zugleich aber gott-
lose Mensch, der den äußeren Härten des Schick-
sals seinen tapferen Widerstand entgegensetzt
und dennoch zerbrechen muß, weil ihm die nur

aus dem Glauben mögliche innere Ueberwin-
dung seines Schicksals versagt bleibt. Aber viel-
leicht geraten wir mit dieser Feststellung be-
reits in die Gefahr, unter, statt auszulegen.

Erich Ebermayer, *Werkzeug in
Gottes Hand. Roman*. (Berlin, Wien,
Leipzig, Paul Zsolnay.) Man entsinnt sich
noch einer Auseinandersetzung, die sich an Erich
Ebermayers „Kampf um Odilienberg“ knüpfte;
es ging um die Frage des Schlüsselromans.
Ähnliche Erörterungen nicht ganz behaglicher
Natur legt das neue Buch nahe, in welchem an
die Stelle des Landerziehungsheims für Jugend-
liche das Landerziehungsheim für Erwachsene ge-
treten ist, nämlich ein Seelenjanatorium, dessen
Urbild sich leicht errät. Gegen seinen Willen
verstärkt Ebermayers Roman die Skepsis, die
man gegenüber der Möglichkeit eines welt-
anschauungslosometrischen Unternehmens zu
empfinden geneigt ist, selbst wenn eine
Persönlichkeit wie Ebermayers „Jannes
Michael“ an seiner Spitze steht. Denn in des
Autors Darstellung wird, obwohl er uns vom
Gegenteil überzeugen möchte, evident, wie die
peinliche Absichtlichkeit, die über dieser „Ver-
suchsanstalt für neues Leben“ waltet, notwen-
digerweise eine wahre Siegesallee von Arrange-
ments, Neurosen und Gefühlsunechtheiten er-
zeugen muß, indem jeder Teufel durch irgendein
„lebensfrisch“ aufgemachtes Beelzebübchen ausge-
trieben wird. Handlungsmäßig spitzt sich das
„Werkzeug in Gottes Hand“ auf einen mit
allerlei seelischem Behang versehenen Johannis-
trieb zu. Mir will scheinen, das Stück Leben,
in das Ebermayers Roman führt, könne nur
auf zwei Arten angepaßt werden: in der Weise
der „Wanderjahre“ oder auf eine aristophanische
Manier. Vor zwei Jahrzehnten hätte Hermann
Bahr aus diesem Stoff eine prachtvolle Komödie
formen können.

Ilse Faber, *Kuckucksei rollt aus
dem Nest. Roman*. (Berlin, Erich Reiß.)
Das aus dem Nest rollende Kuckucksei ist die
kleine Rumänin Christita, ein Mädchen von
vieldeutigen Familienumständen, merkwürdigen
inneren Gemütsnissen und ebenso merkwürdiger
Unzerstörbarkeit. Sie wird vom Kriegaus-
bruch in Wien überrascht, gerät nach Deutsch-
land, endlich nach Paris, durchläuft zahllose
Stationen der äußeren Abhängigkeit und wird
von den übrigen überall gesucht; leider kommen
sie immer zu spät, Christita hat sich gerade ver-
ändert. Vergleichen ist Pech, da kann man nir

machen (vielleicht nicht einmal einen Roman). Uebrigens geht zum Schluß noch alles so gut aus, wie es bei der schwierigen Veranlagung dieses Kuckucks nur möglich ist.

Richard Halliburton, Auf den Spuren des Odysseus. Ein klassisches Abenteuer. Deutsch von E. M. Calman. (Leipzig, Paul List.) Dieser tüchtige Amerikaner hat das Land der Griechen nicht so sehr mit der Seele als vielmehr mit der Sensationslust und der Smartneß gesucht und gefunden. Nach einem Trip durch Griechenland wird in Troja die Fahrt angetreten und die apokryphe Reiseroute des Odysseus kreuz und quer durch das Mittelmeer bis zum Einlaufen in Ithaka mit pedantischer Gewissenhaftigkeit abgeklappert. Hiervon und von einigen belanglosen Abenteuerchen plaudert Halliburton mit jener sonnigen Frische, die ein Korrelat der Platitude zu sein pflegt. Dem Buch sind gute Aufnahmen beigegeben; die einzige von ihnen, die abstoßend wirkt, ist leider zum Titel- und Umschlagbild gewählt worden. Da steht breitbeinig Mr. Halliburton, die Hände in den Hosentaschen, auf einem Säulenstumpf des Parthenon, macht in „keep smiling“ wie eine Zahnpastezacke und strahlt in seiner Ahnungslosigkeit, weil er es so herrlich weit gebracht hat. Die Leute, die seinerzeit diese Säulen aufrichteten, haben ja nicht einmal fotografieren können!

Juliane Kay, Der Erzbischof von Salzburg. Roman des Barock. (Berlin, Deutsche Buch-Gemeinschaft.) Juliane Kay, die vor einigen Jahren den Jugendpreis Deutscher Erzähler erhielt, hat mit ihrem neuen Buch wirklich einen Roman des Barock geschaffen. Ganz aus dem Weltgefühl jener Zeit gibt sie das große Spiel des Lebens: festlich, weißgoldene auf der einen, nachtschwarz und voller Qualen auf der anderen Seite. Ungeheuer ist die Spannung zwischen Leben und Tod, des Menschen Existenz ein schmetterndes Bekenntnis zum Leben, dessen Herrlichkeit genau so intensiv verklopft wird wie sein Entsetzen. Schäumende Gottes- und Weltlust, große italienische Oper, Domsuppelbau und Inquisition, Leidenschaft und Wildheit — „denn wozu hat der Himmel uns eingesetzt, wenn nicht, daß wir stärkstens leben sollen!“ Der Roman spielt wenige Jahre vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Vorkämpfer des Barockgeistes, voll Begierde nach dem Ungewöhnlichen ist der Salzburger Erzbischof Marx Sittich von Hohenems, der seinen Vorgänger Wolf Dietrich in den Kerkern des Schlosses Hohen Salzburg gefangen hält. Dieser Gefangene

hat Symbolkraft; wie ein unter dem Festsaal vermauertes Skelett, so liegt er unter dem vollen, farbigen und doch schon vom Wurm angegriffenen Fürstenleben seines Nachfolgers. Die einzelnen, oft sehr kräftigen Szenen des Buches werden weniger durch eine gegliederte Handlungsarchitektur als durch ein gemeinsames Lebensgefühl zusammengehalten. Manchmal wünschte man eine klarere Linienführung und den Verzicht auf gewisse psychologische Jonglierstücke. Der Leser bleibt auch zurückhaltend gegenüber der zweiten Hauptgestalt, einer der vielen erzbischöflichen Geliebten, der Klostermagd Anna Marie Pfeifferin, die hernach als „König Medard“ ein wunderliches und der Verfasserin manchmal über den Kopf wachsendes Wejen treibt.

Heinz Küfelhaus, Armer Teufel. Roman. (Breslau, Wilh. Gottl. Korn.) Der dreißigjährige Küfelhaus, den früher ein erlebnisgieriges Abenteuererblut auf Zickzackfahrt durch Europa jagte, und der jetzt in Majuren eine Scholle Land bebaut, schrieb seinen ersten Roman, manchmal noch krampfzig, manchmal noch unbeholfen, aber voll einer starken Ergriffenheit. Gabriel, aus seinem majurischen Dorf ins Kohlenrevier ausgewandert, verliert hier Frau und Sohn, ja, fast den ganzen Sinn seines Daseins. Ihm zur Seite steht sein Kamerad in der Zechen Katharina II., der viel umgetriebene Bürgerjohn Matthias, in dem man wohl ein Stückchen vom Autor selbst erkennen darf. Menschen lieben, Menschen leiden, Menschen töten. Diese Geschichte aus dem Kohlenrevier ist erfüllt von Elend, Einsamkeit, Düsternis und Gewalttat, aber unter aller Last wächst eine zaghafte, kleine Freude auf, einem neuen Daseins Sinn entgegen.

Wolfgang Langewiesche, Das amerikanische Abenteuer. Ein deutscher Werkstudent in U. S. A. In der Reihe „Lebendige Welt“. (Stuttgart, J. Engelshorn Nachf.) Ein junger Mensch, Student der Soziologie, Sproß der bekannten Verlegerfamilie, kommt über England nach Amerika und schlägt sich durch. Das haben vor ihm viele getan, aber wenigen werden wir so gern zuhören wie ihm. Er erlebt das Ende der Prosperität, durchquert die Staaten, gejagt von der Krise, zu Fuß, im Auto, als blinder Passagier auf Waggon-dächern, er ist Landarbeiter, Aushilfskellner, Chauffeur und Tramp und bringt es dabei noch fertig, an der Columbia-Universität in New York seinen „Master of Arts in Economics“ zu machen. Und das alles tut er,

und von dem allem berichtet er ganz ohne jene schnoddrige Pseudo-Glottedheit, der man bei Unternehmungen ähnlicher Art so häufig und so ungern begegnet. Er hat scharfe Augen, er schreibt geschickt, frisch, amüßant. Er bleibt nie am äußeren Geschehen kleben, so anschaulich er es auch schildert, er gibt viel Aufschluß reiches über die amerikanische Psyche und amerikanische Zustände; oft genug sind es Dinge, von denen wir alten Europäer trotz aller Belesenheit keine Ahnung hatten. Three cheers for Langewiesche!

Marie von Mutius, Hören und Schweigen. (Berlin, Volksverband der Bücherfreunde.) Ein kleiner Roman, voll wohltemperierter Mondanität zwischen Berlin, Paris, Italien pendelnd, im plaudrigen Ich-Ton des Frauentagebuchs. Die Heldin, die freundlich, klug und ein wenig salopp über allerhand Daseinsdinge räsonniert, gehört zu jenem Menschentypus, den alle sich zum Vertrauten, namentlich in Liebesjahren, wählen, ohne daran zu denken, daß dies doch auch ein Mensch mit Nöten und Wünschen ist, nicht eine öffentliche Schuttabladestelle oder ein „Papierkorb“. Uebrigens gelangt hier der Papierkorb zu guter Letzt doch noch zu einer Eigenfüllung, ja, zum Schluß steigt als angenehmer Zukunftsaussblick eine ganze Reihe kleiner Papierkörbchen am Lebenshorizont der Dame Luise auf.

Karl Röttger, Das Buch der Gestirne. (Leipzig, Paul List.) Anderthalb Jahrzehnte hat dieses Buch gebraucht, um zu werden. Jetzt, aus der Höhe eines reifen Mannesalters, legt der Dichter es der Welt vor. Seine Gestirne heißen Meister Eckhart, Rembrandt, Shakespeare, Johann Sebastian Bach, Friedrich Hölderlin. Was Röttger gibt — sind es Legenden, sind es poetische Biographien? Wesensdeutungen? Er schafft sich eine eigene Form, um seine verehrungsvolle Ergrißtheit vor diesen deutschen oder doch uns Deutschen nahe verwandten Genien zu bekunden. In Träumen, Visionen, Gesichtern symbolisiert sich ihm die Berufung dieser großen Verkünder, und auch wo er sie mitten in die Realität setzt, bleibt ein Fluidum solcher Art erhalten. Allen ist eins gemeinsam: die ungeheure Verklärung, die das Leben im Leibe vom durchstrahlenden inneren Licht empfängt.

Bernhard Shaw, Junger Wein gärt. Roman. Deutsch von Siegfried Trebitsch. (Berlin, S. Fischer.) Fünfeinhalb Jahrzehnte, nachdem Bernard Shaws Erstlingsroman geschrieben wurde, zwölf Jahre

nach seinem Erscheinen in England, gelangt er zu uns — ein Wälzer von fast sechshundert Seiten. Er steht noch stark in der erzählerischen Tradition des viktorianischen England, wenn er auch gelegentlich schon die parabore Clownerie des späteren Shaw vordeutet. Beherrscht wird er von dem leidlich amüßant fixierten, aber höchst wohlfeilen Stolz darauf, andere Vorurteile zu haben als viele der übrigen Menschen, was man denn sonderbarerweise gern als „Vorurteilslosigkeit“ bezeichnet. Eine sehr weitläufige und sehr Shaw'sche Vorrede, die aus dem Jahre 1921 stammt und dem Bilde des Verfassers keine wesentlich neuen Züge hinzufügt, erläutert das Autobiographische des Buches. Eine Irreführung ist der völlig verfehlte deutsche Titel, denn von gärendem, jungem Wein ist bei diesem schüchternen und gehemmten Jüngling Robert Smith, einem kleinen Londoner Kommis und Sekretär, der allen Erlebnissen, insbesondere Erlebnissen mit Frauen, immer wieder instinktiv ausweicht, wahrhaftig nicht die Rede, und der englische Titel „Immaturity“ trifft es besser. Smith-Shaw befindet sich hier „in jener unpraktischen Entwicklungsphase, in welcher scharfe Anschauungen, Saß gegen Lüge, Freiheitsliebe, inhaltschwere Wahrheiten und eine strenge Keuschheit sich mit geistiger Farbenblindheit, unbewusster Sophistik, Unduldsamkeit, Plattheit und seinem Epikuraertum verwirren.“ Für einen jungen Menschen zu Anfang der Zwanziger ist dies Buch ohne Frage eine starke Talentprobe. Daß es aber jetzt dem Publikum vorgelegt wird, das hat doch einen fatalen Beigeschmack von anglistischem Proseminar und einer Shaw-Philosophie, über die Shaw selbst sich trotz allem heimlichem Wohlgefallens zum mindesten äußerlich lustig machen dürfte.

Hermann Walser, Olympia Morato. Der Lebensweg einer ungewöhnlichen Frau. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) Hermann Walser, dessen Sitten-Roman hier seinerzeit besprochen wurde, bleibt auch mit diesem neuen Buch im Lebenskreis eines evangelisch gefärbten Humanismus. Sein populär geschriebener, wohl auch für die Jugend gedachter biographischer Roman gilt dem Andenken einer merkwürdigen Frau, an die man sich gern erinnern läßt: Olympia Morato, als Dreizehnjährige schon Lehrerin der alten Sprachen am Herzogshof von Ferrara, später um des Glaubens willen flüchtig, endlich in Heidelberg zur Ruhe gekommen, vielbewundert und vielbeklagt.

Werner Bergengruen

Deutsche Subsidienverträge

Zur Geschichte des württembergischen Kaperegiments*

Die Truppenvermietungen deutscher Landesherren im 18. Jahrhundert sind im politischen Streit oft genug erwähnt worden; die Kenntnis der Tatsachen ist dennoch, auch 1926 beim Kampf um die Fürstenabfindung, eine sehr geringe geblieben. So wurde Schillers wuchtige Anklage im zeitlichen Zusammenhang mit dem Erscheinen von „Kabale und Liebe“ vorwiegend auf den Landgrafen von Hessen bezogen, der bis heute als erster Seelenverkäufer genannt wird. Tatsächlich entspricht das Bild des Serenissimus im „bürgerlichen Trauerspiel“ Zug für Zug dem früheren Landesherrn des Dichters, Karl Eugen von Württemberg. Er hatte schon jahrelang vor dem siebenjährigen Krieg französische Hilfsgelder bezogen, und als er dann zum Entgelt gegen den König von Preußen zog, den die Schwaben — nicht anders als ein Jahrhundert zuvor den Schwedenkönig — als Verräter ihres evangelischen Glaubens ansahen, kam es zu schweren Meutereien. An die Erschießung der Wortführer im Standrecht zu Geislingen und auf dem Marsch zu Linz im Sommer 1757 dachte Schiller bei Niederschrift jener berühmten Szene. Auch später, als Luise Millerin schon über die deutschen Bühnen gegangen war, hat Karl Eugen das von ihm entworfene Bild vollauf bestätigt.

Seltenerweise ist gerade diesem hochbefähigten, aber früh zum Despoten verbildeten Fürsten in seinem Lande ein freundlicheres Andenken bewahrt geblieben als manchem, der Besseres für Württemberg getan hat; denn „Karl Herzog“ war eine imponierende Erscheinung, von deren Einmaligkeit noch Kind und Kindekindern erzählt wurde, und der Ruhm Schillers verklärt seine Regierungszeit, die sonst nur Bismarcks Wort bestätigt, daß dynastische Anhänglichkeit eines Volkes sich gern an das Andenken gerade der Herrscher klammert, die ihm an Gut und Blut schwere und unnütze Opfer auferlegt haben. Karl Eugen war es schließlich, der als letzter deutscher Fürst ein Regiment an das Ausland lieferte unter

Bedingungen und Umständen, die neuerdings durch die Arbeit zweier Forscher, des als Herausgeber zeichnenden Prof. Prinz (Kapstadt) und des Prof. Roser (Ulm) aufs genaueste dargestellt sind. *)

Die Geschichte dieses der holländisch-ostindischen Kompanie ans Kap der Guten Hoffnung gelieferten und in deren Dienst schließlich in Indien zugrunde gegangenen „Kap-Regiments“ gibt bis ins kleinste Aufschluß über die kolonialen Zustände und den militärischen Alltag jener Zeit. Die hier belegten Tatsachen reden eine so erschütternde Sprache, daß nur bedauert werden kann, daß der südafrikanische Herausgeber das sachliche Forschungsergebnis durch einige seiner politischen Anschauung entsprungene, allgemeine Sätze unnötig zu unterstreichen suchte. Die Gefahr, daß angesichts der politischen Ausschachtung des „Soldatenhandels“ das auf so vieler sachlicher Erkenntnis aufgebaute Werk durch Einstreuen einiger billiger Schlagworte eine Waffe im unsäglichem Parteikampf werden könnte, hat Prinz nicht ganz zu vermeiden verstanden. Ihm, dem nach eigenem Zugeständnis militärische Forschung sonst fernlag, standen wohl auch nicht alle Vergleichsmöglichkeiten zu Gebot, um die ganz außerordentlichen Unterschiede der einzelnen Subsidiengeschäfte jener Zeit genügend zu betonen.

Die Fürstenabfindung hat gerade in Württemberg am wenigsten Aufsehen gemacht. Die persönliche Unantastbarkeit der letzten Fürsten, die rechtzeitige private Auseinanderlegung des Staates mit dem politisch klugen katholischen Herzogshaus nach Aussterben der evangelischen Linie wirkten zusammen, die Erörterung kurz abzuschneiden. So wurde auch des einstigen Soldatenhandels kaum gedacht; gerade durch Herrscher von der Art Karl Eugens war dem Volksstamm, der einst die Reichsstormjahne führte, sein Heerwesen so entfremdet, daß erst die napoleonischen Feldzüge und das Jahr 1870 von den Württembergern wieder bewußt als eigene Heeresgeschichte gewertet wurden, das Frühere aber kaum Interesse fand. Hat doch Karl Eugen selbst nach der ruhmlosen Heimkehr aus dem siebenjährigen Krieg sein Heer so vernachlässigt und nur ein Häuflein uralter, gebrechlicher, vom Bürger gleich Bettelleuten geachtete Soldaten behalten, „an Schlechtigkeit den päpstlichen gleichzusetzen“, daß der englische Gesandte, der Truppen für den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg suchte, sich dankend empfahl.

Dagegen war der Landgraf Friedrich von Hessen mit seinem gelübten Heer ein ge-

*) Das württembergische Kaperegiment, 1787 bis 1808, die Tragödie einer Söldnerschar. Nach den Akten dargestellt unter Benutzung des von L. Roser bearbeiteten württembergischen Archivmaterials von Johannes Prinz. (Stuttgart 1932, Strecker und Schroeder).

schähter Bundesgenosse für den Kolonialkrieg, der den Engländern zu schaffen machte. Die Nachbarschaft mit dem der englischen Krone so nahestehenden Hannover, die ruhige kontinentale Situation und die Kostenfrage machten die Angelegenheit zu einer politischen des Landes Hessen, keineswegs nur zur persönlichen Handelsache des Fürsten. Subsidienvverträge bildeten einen Hauptbestandteil der damaligen Politik und wurden darum anders beurteilt als heute. Unsere Zeit, die den Krieg der silbernen Kugeln erlebte, hat nicht viel Anlaß, sich darob zu entrüsten. Nur die Schlagworte haben sich geändert — die Tatsache bleibt, daß die bei Armentières gefallenen Portugiesen genau so für fremdes Geld fochten wie ein Heße, der vor 150 Jahren in Nordamerika blutete. Davon, daß die freie Schweiz jahrhundertlang mehrere Regimenter von Landeskindern im Auslandsdienst duldet, wird nie gesprochen. Die klugen Eidgenossen verstanden, wie der von draußen zurückströmende Sold den Wohlstand der Kantone hob, und hatten keine moralische Hemmung, dem Drang des Reiselaufens entgegenzutreten.

Der Faktor des Tatendrangs und der Abenteuerlust hat damals wie zu allen Zeiten eine nicht geringe Rolle gespielt. Man kann nicht genug darauf hinweisen, wie sich nach dem Krieg der Zulauf zur Fremdenlegion trotz aller polizeilichen Gegenmaßnahmen steigerte! Daß im damaligen Werbewesen — das friderizianische Heer nicht ausgenommen — keine erfreulichen Zustände herrschten, ist bekannt. Aber auch der lauteste Rufer gegen den heßlichen Handel, Seume, ist nicht gewaltsam zur Fahne gekommen, hat z. B. bei Durchquerung preussischen Gebietes seinen Urlaub nicht zum Durchbrennen benuzt, sondern sich wieder bei der Truppe eingefunden! Tätigkeitsdrang und Wandertrieb haben in jenen Jahren einen Oneisenau, einen Dorf in fremden Diensten über See geführt. Das muß erwähnt werden angesichts der Geschichte des Kapregiments, dessen Schicksale unter dem allem einen ausnehmend krassen Sonderfall darstellen.

Die ganz genau stipulierten Einzelheiten des Hessenvertrages, aus denen dem Landgrafen besonders der Vorwurf kleinlichen Krämergeistes gemacht wurde, erscheinen beim Vergleich mit der ungenauen holländisch-württembergischen Abmachung in ganz anderem Licht. Gerade die Unklarheit dieses Vertrages wurde den Württembergern zum Verhängnis: sie

waren im Ausland wehrlos der Willkür der holländisch-ostindischen Kompanie ausgeliefert. Wenn dagegen Landgraf Friedrich lieber ein sehr starkes als ein schwaches Korps nach Amerika entsandte, so kann nur absolut unmilitärisch denkender Unverstand darin Anlaß zu besonderer Schmähung finden: ihre Stärke und die Genauigkeit des Abkommens schützten die Hessen auch jenseits des Ozeans, so daß die Engländer sich hüteten, mit der wichtigen Truppe Schindluder zu treiben. Punkt für Punkt das Gegenteil findet sich bei dem württembergischen Kontrakt, obwohl er nicht mit einem Souverän, sondern mit einer rein auf Gewinn eingestellten Handelsgesellschaft abgeschlossen wurde, deren unpersönliches Wesen zu keinerlei Gefühl für soldatische Imponabilitäten verpflichtete, sondern nur rechnerischen Gewinn und Verlust kannte. Karl Eugen und seine Räte hatten weder verstanden, ihrer Truppe das Recht der Soldüberweisung zu günstigem Kurs zu wahren, wie es den Hessen zugute kam, noch hatten sie sich gegen Trennung und Verlegung des Regiments zu sichern verstanden, so daß die „Edle Kompanie“, die in jenen Jahren längst von der Höhe ihres alten Ruhms niedergeunken war, die zu kostspielig gewordene Truppe kurzerhand im Fiebergebiet von Java, dem damals verurufenen „Grab der Menschheit“, verkommen ließ, ohne daß die Heimat für die verzweifelten Vorstellungen des so fahrlässig dem schlimmsten Schicksal ausgelieferten Regiments ein Ohr gehabt hätte. So schrumpfte der verlorene Haufe immer mehr zusammen, bis 1808 der napoleonische Gouverneur die wenigen Ueberlebenden kurzerhand in die malaisischen Truppen einreichte, wo die letzten Reste vollends verschwanden.

Am deutlichsten erweist sich der Unterschied zwischen dem wohlbedachten heßischen Staatsvertrag und dem schlimmen Privathandel des württembergischen Herzogs aus den Verlustzahlen: von 30 000 Deutschen, zumeist Hessen, sind nach siebenjährigem Kriege aus Amerika noch 17 000 zurückgekehrt, abgesehen von der großen Zahl der drüben angesiedelt Gebliebenen, zumal der Kriegsgefangenen (bei Trenton allein an 1000!). Dieser Verlust hält jeden Vergleich mit den wesentlich blutigeren Kriegszügen jener Zeit aus. Von den 3000 ans Kap gelieferten Württembergern sind keine hundert, also von dreißig kaum einer, wiedergekehrt, obwohl das schwäbische Regiment lediglich im kolonialen Besatzungsdienst verbraucht wurde, ohne den verklärenden Schim-

mer einer soldatlichen Tat, „auf den Hinterhöfen der Kriegsgeschichte, wo sie ohne Seeresbericht gestorben wird“ (Dwinger).

Es war schließlich eine billige KonzeSSION an die liberalen Tendenzen des beginnenden 19. Jahrhunderts, wenn Seume einst behauptete: „... die Landstände wurden selten gefragt und konnten dann fast keine Stimme haben.“ Im Gegenteil, sie waren stets bestrebt, eine präzente Macht fürstlicher Hausgruppen zu verringern, und haben darum das heßliche Subsidiengeschäft befürwortet, in Württemberg keinen Einspruch erhoben. Die landständischen Vertreter der „Ehrbarkeit“ zeigten Männerstolz vor Fürstenthronen wohl, wenn ihnen durch die fürstliche Geldwirtschaft selbst das Feuer auf den Nägeln brannte, nicht aber, um sich für etliche arme Teufel von Soldaten einzusehen, die im damaligen Württemberg nicht höher geachtet waren als der „Ping“ in China. Wo die Stände selbst das Fest in der Hand hatten, trieben sie es durchaus nicht anders. Nach dem jähen Tod von Karl Eugens Vater, Karl Alexander, wurden unter der ganz von den Landständen abhängigen Regentenschaft binnen fünf Jahren drei Regimenter an Oesterreich, zwei an Preußen abgetreten, unmittelbar vor Beginn der schlesischen Kriege, wo sie, auch wenn Friedrich II. gelobte, die ihm übergebenen Truppen „niemalen wider das Haus Oesterreich zu verwenden“, nur zu leicht gegeneinander ins Feld geführt werden konnten!

So wenig Anlaß also besteht, den Ständen posthume demokratische Lorbeeren zu winden, so wenig soll freilich auch versucht werden, das damalige Subsidienwesen zu beschönigen. Aber jene alte Zeit, die gewiß mit Unrecht die „gute“ genannt wurde, kann mit ihrer politischen Gebräuchen nicht richtig beurteilt werden, wenn man mit den Maßen heutiger Weltanschauung mißt. Wer mit diesem Vorbehalt an die „Geschichte des Regiments“ herangeht und die gegen dieses Gezeß historischer Betrachtung verstoßende Einleitung des Herausgebers Prinz überschlägt, wird im übrigen aus dem Werk eine Fülle historischen Materials und kulturgeschichtlicher Anregung gewinnen.

Wilhelm Kohhaas

„Zurück zum Agrarstaat?“

Friedrich Burgdörfer fügt mit seinem neuen Buch „Zurück zum Agrarstaat?“ (Berlin, Kurt Vowinkel Verlag G. m. b. H. Preis 4,80 Mark) zu seinen früheren Arbeiten

eine grade heute höchst wichtige Untersuchung hinzu. Die Siedlungsfrage kann nicht einseitig von wirtschaftspolitischen Überlegungen aus in Angriff genommen werden, es muß auch die zukünftige Entwicklung der Bevölkerungszahl in Rücksicht gezogen werden. Burgdörfer kommt zu dem zunächst überraschenden Ergebnis, daß allein durch die Zunahme der ländlichen Bevölkerung bis zum Jahre 1960 nicht nur „die Möglichkeiten einer Umsiedlung von nennenswerten Teilen der städtischen Industriebevölkerung auf das Land eng begrenzt sind, sondern daß auch der Festhaltung eines größeren Teiles des ländlichen Nachwuchses im Wege der landwirtschaftlichen Siedlung nicht unerhebliche Schwierigkeiten im Wege stehen.“ Selbst wenn man nämlich mit Burgdörfer die für die Bevölkerungsentwicklung Deutschlands sehr ungünstige Annahme macht, daß der schon verhängnisvoll niedrige deutsche Geburtenstand in den nächsten Jahrzehnten noch um ein weiteres Viertel zurückgeht, daß ferner die Abwanderung nach der Stadt sich auf ein Drittel vermindert, verbleibt noch allein aus der Zunahme der Landbevölkerung ein Bedarf von etwa 350 000 Siedlerstellen. Rechnet man für das Bauerngut eine durchschnittliche Größe von 10 Hektar, so käme man auf einen Landbedarf, der etwa drei Vierteln des in Händen des heutigen Großgrundbesitzes befindlichen Landes entspricht! Schon diese Zahl allein zeigt, wie schwierig die Dinge liegen. Burgdörfer geht aber in seinen Untersuchungen noch weiter. Er berechnet die Größe des landwirtschaftlichen Absatzmarktes, die Verteilung des Bedarfes auf die einzelnen Agrarprodukte, den Wohnungsbedarf in Stadt und Land usw. auf Grund der Bevölkerungsentwicklung und kommt auch hier zu sehr nachdenklichen Schlüssen. — Burgdörfers Buch gehört zu den wenigen, in denen mit umfassender Sachkenntnis und gründlichster Überlegung Dinge vorausbedacht werden, die für das Schicksal des gesamten Volkes von entscheidendem Einfluß sind. Es sei daher mit vollem Nachdruck nicht nur dem an Agrarfragen interessierten Publikum, sondern besonders auch den verantwortlichen amtlichen Stellen empfohlen. S. R.

Von Scharnhorst zu Schlieffen

„Über dieser ganzen Arbeit lag der Geist edler Kameradschaft“, schreibt Friedrich von Cöthenhausen im „Ausklang“ zu dem Werk, das unter seiner Obhut vor kurzem erschien („Von Scharnhorst zu Schlieffen“. Berlin, E. S. Mittler). Das Wort könnte als Motto

über dem ganzen Buch stehen. Diese Geschichte des deutschen Generalstabs ist wirklich von kameradschaftlichem Geist getragen. Nicht in dem Sinne, daß hier die Kritik schwiege, im Gegenteil, sie wird unerbittlich und bisweilen ungemein hart erhoben, nur daß sie zwischen den Zeilen steht. Nach Moltkes Ausspruch gelegentlich des Generalstabswerkes über den 70er Krieg, daß „die richtige historische Darstellung die schärfste Kritik“ gebe. Man sieht, Polemik, auch die heftigste, kann durchaus einen vornehmen Charakter haben. Diese Zurückhaltung freilich erschwert ein wenig die Lektüre, daher denn Menschen, die sich nicht bemühen, in den Geist des deutschen Militärs einzudringen oder auch nicht bemühen wollen, oberflächlich und leichtsinnig ihre gefährlichen Schlagworte von „Kastengeist“, „Selbstweiherräucherung“ und was dergleichen Unsinn mehr ist, prägen können. Man lese aber nur einmal das Schlußkapitel Friedrichs von Boetticher über Schlieffen mit offenen Augen: welche furchtbaren Anklagen reden sich da auf! Dies Kapitel bringt im übrigen unveröffentlichtes Material über den letzten großen Chef des Generalstabs, das wir der Tochter, Frau von Sahnke, verdanken, hauptsächlich über den Menschen Schlieffen. Es liegt eine merkwürdige Tragik darin, daß auch Schlieffen — wie Scharnhorst — ein Entlagener war. Es ist ergreifend, zu sehen, wie dieser Mann die entsetzlichen Gefahren rings umher sieht, wie er mit aller Energie kämpft, ihnen zu begegnen, wie furchtsam er war — furchtsam in dem Sinne, in dem es auch Bismarck war — und wie er gerade deshalb eine fast hundertprozentige Siegesmöglichkeit erreicht. Endlich ist höchst bezeichnend ein Hinweis auf Nietzsche, wie denn nach unserer Meinung zwischen der Philosophie und der Kriegstechnik eines Zeitalters sehr wesentliche Beziehungen bestehen.

Wenn das Schlußkapitel hier des längeren besprochen wurde, so liegt es an seiner Aktualität und will nichts gegen die Wichtigkeit der übrigen Aufsätze der verschiedenen Verfasser sagen. Rabenau's Scharnhorst ist ein impressionistisch funkelndes Meisterstückchen. Cohenhausen behandelt wiederum mit gewohnter Feinheit und jener stillen Ueberlegenheit des Stils, die auch seinen Lieblingshelden auszeichneten, die Epoche Gneisenau's. Die Zeit nach den Freiheitskriegen fordert vom Verfasser eine gewisse Entsagung; aber just dieses Kapitel ist höchst lehrreich für die Psychologie des geistigen — vielleicht auch ungeistigen — Umschwungs im preußischen Offizierskorps.

Moltke wird in zwei Kapiteln ausführlich und bei der großen Schwierigkeit knapp und klar hingestellt; man sieht nun den großen Schweiger doch wieder von einer anderen Seite, ohne daß der Verfasser originalitätswütig wäre. (Wie wir denn überhaupt bei der Lektüre dieses Werkes bisweilen seufzend nach der zünftigen Schriftstellerei hinüberblicken, die hier allerlei lernen könnte).

Der Verlag, worüber schon Seckl leise spöttelte, empfiehlt das Buch für das deutsche Haus. Das ist recht wohl und schön, und wir wünschen guten, ja besten Erfolg. Nur muß wiederholt werden, daß in diesem deutschen Hause auch die Kritik zu Hause sein muß, und daß die Kritik verstanden wird, wie sie von den Verfassern dieser Epopöe, getragen vom Geist edler Kameradschaft, geübt wird.

Wolfgang Goeh

Die Kunst der Alexandrinerzeit

Bei einem zäh und ernst, unbekümmert um geistige Modeströmungen seinen Weg verfolgenden Gelehrten und Schriftsteller, wie es der Berliner Kunsthistoriker Werner Weisbach ist, verwundert es nicht, daß er eine eingehende und an Blickpunkten reiche Betrachtung einer zur Zeit in Deutschland wenig beliebten Kunstepoche des Auslandes gerade jetzt, allen Stürmen des Tages zum Trost, erscheinen läßt. Es lag selbstverständlich auf dem Wege dieses Kunstdeuters, der mit dem jungen Dürer begann und sich später der romantischen Dichtung in der italienischen Malerei der Renaissance zuwandte, nach seinen Arbeiten über „Barock als Kunst der Gegenreformation“ und über „Rembrandt“ nunmehr nach einem Gesamtbild der „Französischen Malerei des 17. Jahrhunderts“ zu streben. Das Buch, das Weisbach mit dem bei ihm eigentlich selbstverständlichen Zusatz, daß die Betrachtung „Im Rahmen von Kultur und Gesellschaft“ erfolgt sei, mit einem kostbaren Apparat von 140 Abbildungen und 33 Lichtdrucktafeln bei Heinrich Keller in Berlin veröffentlicht, ist auch nach Otto Grautoffs zweibändigem „Poussin“ keineswegs überflüssig. Ihm eignet vielmehr das besondere Verdienst, die Epoche, die den Weg von der Hochrenaissance der Meister von Fontainebleau bis zu den Schäferspielen der Watteau und Boucher vermittelt, in der ganzen Vielgestaltigkeit der Erscheinungen, die sie hervorbrachte, zu erfassen. Es gibt genug Dinge, die zur Zeit der beginnenden Vor-

herrschaft Frankreichs die Künstler beschäftigt haben und die zugleich heute wieder unsere allernächste Angelegenheit sind. So das Nach- und Neuverleben des antiken Geistes, die Auseinandersetzung zwischen strenger Umrißform und Darstellung des Luftschimmers, die Erfassung der Landschaft als eines Ausdrucks mittels menschlicher Seelenbewegungen. Die unbedingte befehlsmäßige Kraft des religiösen Erlebens und die Würde der feierlichen Repräsentation der Einzelerlehnung. Gerade weil Frankreich im 17. Jahrhundert keinen Maler hervorgebracht hat, der heute noch oder wieder zu dem Kunstpublikum aller Nationen mit der alle Schranken durchbrechenden Unmittelbarkeit eines Tizian, Delazques, Rembrandt spräche, ist es für uns heutige wichtig, zu erkennen, wie klug und sicher die französische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts eine Vielfalt und Vielfalt von Talenten zu dem Höchstmäß der möglichen Leistung führte, und wie gerecht und dem eigenen Wesen gemäß stets der Ausgleich zwischen den Kunstanstrengungen der benachbarten Nationen, in erster Linie also Italiens und der Niederlande, dann aber auch Spaniens gefunden wurde. Es ist lehrreich, sich unter Weisbachs Führung noch einmal zu vergegenwärtigen, wie gering eigentlich der Anteil der in der Hauptsache von Callot vertretenen Phantastik an der französischen Kunst dieser Zeit ausgefallen ist, und wie sich in den Realismus der Watteau, Georges de la Tour und der drei Le Nain süditalienische, spanische und niederländische Elemente mischen. Ganz besonders zieht uns der neuerdings auch in Berlin vertretene La Tour durch sein starkes Streben zur Stillisierung, zur straffen Linie an. Gerade Weisbach, dessen Religionskapitel im Rembrandt-Buch dauernden Nachdenkens wert bleiben, liegt die streng religiöse Richtung in der französischen Kunst besonders gut. Wie er dort die Persönlichkeiten eines Le Sueur, dessen Folge vom Heiligen Bruno er in wirksamer Bildauswahl vorführt, eines Le Brun, eines Jouvenel und dann wieder des aus Glanders stammenden Philippe de Champaigne gegeneinander abgrenzt, das lohnt schon ein prüfendes und genießendes Nachgehen des Lesers. Aber auch das hohe Lied der Individualität wird gegungen in den Abschnitten über die Entwicklung des Porträts, wo uns Largillière schon, vor allem in Frauengestalten, der bewegten Anmut des 18. Jahrhunderts näherführt.

Frantz Dülberg

Das Antlitz von Venedig *)

Im Vorwort seines Buches sagt der Autor selbst: „... es scheidet die Arbeit aus der Reihe der Werke aus, die ein vollständiges Bild der altvenezianischen Kultur erschaffen wollen. Nicht die ganzen Fassaden des Kulturgebäudes sollen hier nachgezeichnet werden, nur einzelne Fenster dieses Baues, durch die hindurch von verschiedenen Seiten das eine Antlitz des eigentlichen Venedig sichtbar wird.“

Ursache und Wirkung im Aufbau dieses Kulturgebäudes in seinen großen Zusammenhängen nachzuspüren, macht sich Häusler zur Grundaufgabe; er versucht dabei — wie er selbst anführt — die Methode Rudolf Steinert'scher Lehre in Anwendung zu bringen. Ob ihm dies im Sinne der Antroposophie gelungen ist, muß den auf diesem Gebiet mehr Bewanderten zu beurteilen vorbehalten bleiben. Sicher ist eins: daß der Verfasser mit der typischen Gründlichkeit und mit der Liebe zu fremden Menschen und Ländern jedes Deutschen sich in sein Thema vertieft und eine Unmenge von geschichtlichem Material an den Tag fördert, aus dem er sein kunstvolles Werk der Beweisführung aufbaut. Dem Faden zu folgen, den Häusler hinter seinen in schön geschliffener Sprache modellierten Bildern laufen läßt, erfordert vom Leser eine ebenso angestrengte Vertiefung und liebevolle Einfühlung in das Werk, wie sie ihm vom Autor selbst zugewandt worden ist.

Das erste Kapitel im „Antlitz“ ist der eingehenden Analyse der venezianischen Gondel und ihrer Führer gewidmet.

Der stärkste, jedenfalls rein erzählerisch fesselndste Abschnitt des Buches gilt der Schilderung von der Eroberung Konstantinopels (1204) durch den greisen Enrico Dandolo, der ein Leben lang als Einzelpersonlichkeit in keiner Weise aus dem Rahmen tugendhafter Ordnung fiel, mit 90 Jahren aber zur Würde des Dogen und damit zur Entfaltung seiner politischen und strategischen Talente kommt. Auch im Kapitel über Francesco Soscari, der 250 Jahre später Führer der politischen Gegenpartei der alten Dandoloschen Aristokratie war, wird die Hingabe an die Staatsidee von allen Seiten beleuchtet. Sie ist der Hauptpunkt, von dem aus der Autor seine Darstellung der Entwicklung der Republik nimmt. Das gewaltige An- und Abwachen ihrer Macht („Der Grundcharakter des venezianischen Staatswesens“) gleicht einer Riesenwelle, die vom Osten, von Byzanz her, ansteigt und in den westlichen Gebieten der

*) F. Häusler: Das Antlitz von Venedig. Basel 1932, Benno Schwabe & Co.

„Terraferma“ langsam verebbt. Mit Klarheit zeichnet Häusler diese große Entwicklungslinie nach. Gewaltfamer muten die Darstellungen auf dem Gebiet der Architektur an.

Ob mit all diesen Theorien und Beweisführungen — seien sie Steinerscher oder eigener Methode entnommen — der Autor das, wie er sagt, „eigentliche Antlitz“ dieses vielgestaltigen Stadtbildes getroffen hat, muß unentschieden bleiben. Fraglos aber ist dies eine, daß das Buch von Häusler, mehr als viele andere, eben wegen seiner stark subjektiven Einstellung geeignet ist, andere zu eigenem Schauen anzuregen. Ma. Co.

Literatur und Leben

Eine neue Sammlung nennt sich „Dichter der Gegenwart“, herausgegeben von Ferdinand Denk (München, Kösel & Pustet). Der ihr zugrunde liegende Gedanke, weiten Leserkreisen nicht nur Schaffensproben wurzelechter deutscher Dichter zu geben, sondern auch zur Persönlichkeit des Dichters eine Brücke zu schlagen durch knappe Einführungen in das Gesamtwerk, ist fruchtbar, und Denk hält seine Einleitungen fern von betonter Pädagogik, so daß eine unmittelbare Hinführung ohne inneres Widerstreben des Lesers erfolgen kann. Die ersten sechs vorliegenden Bände bringen Werke von bayerischen Dichtern, deren Schaffen wir alle befehen. Da ist Hans Brandenburg, unseren Lesern wohl vertraut, mit den beiden Erzählungen „Die Schiffbrüchigen“ und „Schuhengelfest in der Wies“, dann Wilhelm Weigand „Der Musikantenstreik“ und „Der Ring des Prätextendenten“, Gottfried Köhler „Das fliegende Geld“ und „Eine arme Kreatur Gottes“, Wilhelm v. Schramm mit vier Erzählungen „Die Ohrfeige im Graben“, „Das Turmgemach“, „Das Herz des Geldherrn“, „Unentrinnbar“. Ferner Friedrich Demel, gleichfalls mit vier Erzählungen, „Der Saltbootfahrer“, „Begegnung auf dem Herrenchiemsee“, „Gang in die Nacht“, „Der Rupertuswinkel“. Die Begegnung mit Friedrich Demel ist erfreulich, denn hier ist ernstes Streben und ein gutes Maß erreichten Könnens. Das sechste Bändchen „Deutschland im Morgenrot“ bringt sehr gut ausgewählte vaterländische Gedichte unserer besten deutschen Dichter. Der Preis jedes Bändchens beträgt nur eine halbe Mark.

Die Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart) bringt eine lustige Auswahl von Anekdoten Lud-

wig Sin d'hs „Schmuggler, Schelme, Schabernack“ (M. 1,75). Das ist eine Kette von blühenden Steinen, Schmugglergeschichten, schwäbische Schelmenstreiche und gut geprägte, scharfe, kritische Glossen.

Bei der Auswechslung der Literaturen kommen viele von denen, die es längst verdient hatten, nun sehr stark zur Geltung, aber auch neue Gesichter, die in diese Reihe gehören, treten auf. So Walter Erich Schäfer „Das Regimentsfest“ (Stuttgart, J. Engelhorn). Schäfer, bekannt als der Dichter des Schauspiels „Der 18. Oktober“, erfüllt auch als Novellist das, was seine dramatischen Proben versprechen. Die Erzählung ist von tiefer, innerer Tragik und gibt das Schicksal eines tapferen Frontsoldaten, der den Zusammenbruch seines Reiches und Volkes in Niedrigkeit und Verrat nicht ertrug.

Die Erzählung von Wilhelm Niemeyer „Martin Moser oder die Flucht nach Friedewald“ (Berlin, Horen-Verlag), ist eine virtuose Leistung in heftigem Dialekt, bei künstlerischer Meisterung der gefährlichen Form des Selbstgesprächs, in der ein Mörder aus Leidenschaft den ihm nach seinem eignen Gesetz vorbestimmten Endpunkt seiner nächtlichen Flucht im Freitod finden muß.

Von Friedrich A. Schmid Koerr, ist eine Erzählung „Der Herrgottsturm“ erschienen (Leipzig, Paul List), die in jeder Weise einen Rang behauptet. Trotz eines ganz ausgeprägt eigenen, oft eigenwilligen Stils, der den Zugang nicht ganz bequem macht, ist man gefesselt von jeder einzelnen seiner Gestalten, die Umriß und Fleisch und Blut haben. Der Herrgottsturm, ein Abendmahlsgefäß, wird einem kleinen, künstlerisch begabten, verkrüppelten Elendskinde der große Inhalt seines Lebens, das erlischt, als der Herrgottsturm, der aus einer Unterschlagung von gestohlenem Kirchengut herkommt, durch die schmutzigen Hände seines verschwundenen Onkels in andere nicht saubere Hände übergeht. Die große Linie und der Zug der Erzählung geben trotzdem Raum zu Kleinmalerei von intimstem Reiz. Die Ueberlegenheit des Autors kommt vor allem in der Mildeuschilderung des Althandels niedrigerer Gattung zum Ausdruck.

Der innere Wert des Buches von Anton Coolen „Brabanter Volk“ in der Uebersetzung von Elisabeth und Felix Augustin (Leipzig, Insel-Verlag), rechtfertigt sein Erscheinen auch zu einer Zeit, wo für deutsche Dichter noch viel mehr getan werden mußte. Denn der Grundton ist die tiefe Liebe der Brabanter zu ihrer Erde, die Frieden gibt und gestörten Herzensfrieden wieder herstellen kann,

wenn in diese kleine Welt die Leidenschaft mit ihren bösen Folgen eingebrochen ist. Die Figuren sind kräftig wie in Holz geschnitten, und die Gestalten bleiben bei einem, wenn man das Buch aus der Hand gelegt hat.

Der Roman „Karjane, Geliebte unseres Sommers“ von A. Artur Kuhnert (Leipzig, Philipp Reclam), ist wieder eine starke Talentprobe. Er liegt auch bereits in zweiter Auflage vor, wie ja auch Kuhnerts erste Romane von Kritik und Lesern bereitwillig aufgenommen sind. Hier ist eine zarte, aber ganz unsentimentale Liebe zweier halbwüchsiger Jungen zu dem Hütchen Karjane auf den Salzwiesen am baltischen Meer geschildert, und alles, was Jugend an Kraft, Eigensinn, Torheit und strahlendem Leben aufbringen kann, das glänzt hier wie heller Tau im Morgen. Karjane, ein Stück Natur, wird endlich von der unausstößbaren Liebe der beiden Rivalen und Freunde in den Tod getrieben, da ein schweres Geschick, eine furchtbare Verbrennung, ihr das Eigentliche ihres Lebens, Schönheit und Frische raubt.

Max Dauthendey's „Raubmenschen“ (München, Albert Langen, Georg Müller) ist zunächst schwer unterzubringen in dem Bild, das wir von Dauthendey in uns tragen. Die Geschichte der Erlebnisse einer unwahrscheinlichen Figur aus der großen Welt mit drei Frauen, die alle im Unglück enden, gibt zunächst den Eindruck von etwas Uebersteigtem, ja gelegentlich Krampfhaftem. Die Handlung ist so bunt wie der Hintergrund der exotischen Welt. Aber dann findet man den geliebten Dauthendey wieder in dem tiefen Versenksein in die Elemente des Landes und des Meeres und als Kündler der geheimen Kräfte des Bodens, in dem alles fortlebt, was an Gutem und mehr noch an Bösem und Blutschuld auf ihm begangen wurde. So ist das Ganze eine wertvolle Ergänzung, und von einem Dauthendey nimmt man zuletzt auch bereitwillig die Unwahrscheinlichkeiten der ganzen Konstruktion hin.

Von Hans Brandenburg sind zwei weitere Werke erschienen. Ein sehr feines Buch um Landschaft, Tier und Pflanze mit dem Titel „Schöpfung nah um uns“ (München, Knorr & Hirth) mit fein empfundenen, in der Ausführung meisterhaften Zeichnungen seiner Lebensgefährtin Dora Brandenburg-Polster. Ein Dichter kündigt von dem Geheimnis des Kleinen rings um uns und weiß viel zu sagen von der Quelle alles beglückenden Lebensgefühls, das letztlich auf der regelmäßigen Wiederkehr der äußeren Geschehnisse begründet ist. Das Buch ist eingeleitet durch einen schönen Widmungs-

brief an Paul Nicolaus Cosmann. — Weiter ist es endlich möglich geworden, eine Reihe wertvoller Erzählungen von Hans Brandenburg unter dem Titel „Schicksalsreigen“ herauszubringen (München, R. Piper). Dieser Geschichtenkreis von Liebe und Ehe umfaßt auch die in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte Eichendorff-Erzählung „Madame Sahmann“, die soviel Beifall bei unseren Lesern gefunden hat. So wird ihnen der Hinweis willkommen sein, daß sie jetzt mit anderen Proben von Hans Brandenburgs Kunst, die in der Reife steht, zugänglich ist.

★

Das Buch „Von Menschentum zu Menschentum“ (Leipzig, Paul List) von Friedrich Kappeler, in dem vier Vorträge über Schauspielkunst „Der Schauspieler“, „Was sucht das Publikum im Theater“, „Wandlungen der Schauspielkunst“, „Vertrautheit zu Goethe“ vereinigt sind mit einer knappen Einleitung „Theater und Staat“, die er — wohl bemerkt — nicht 1933, sondern 1925 schrieb, trägt seinen Titel mit Recht. Jede Zeile zeigt das adlige Menschentum Kappeler's, seine Innerlichkeit, die Vornehmheit seiner Seele und die große Sauberkeit, die um den Künstler ist, überzeugend, so daß man beglückt sich in geistiger und ausgewählter Gesellschaft findet, ein Geschenk, das seltener denn je geworden ist. Darüber aber darf nicht vergessen werden, daß der Schauspieler Kappeler Entscheidendes und Grundlegendes über alles, was diese hohen und so tief herabgesunkenen Beruf angeht, sagt. Dieses Buch ist unentbehrlich für den Wiederaufbau des deutschen Theaters, und man möchte wünschen, daß die Einsicht der Maßgebenden gerade diesen Mann auf einen entscheidenden Posten stellen wird.

Von Rudolf G. Binding liegen drei Bücher vor, die bekannte Rede „Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges“, die einer ganzen Generation wegweisend wurde, weiter „Größe der Natur“ (je Mark 0,60) und „Die Spiegelgespräche“ (Mark 2,50) (Rütten & Loening, Frankfurt). Alle drei tragen den ureigensten Stempel Bindings und können dem, der den Zugang zu ihm fand, vieles bescheeren. Es ist eine Spiegelung der Welt in einem sehr persönlichen Ich, das lacht, abhört und doch wieder dank dem Wesenskern anzieht.

★

Zum 50. Geburtstage von Joachim Ringelnah — es ist gut, daß diese unwahrscheinliche Tatsache ihm gedruckt bescheinigt wird — sind „103 Gedichte“ von ihm zu-

sammengefaßt, erschienen (Berlin, Rowohlt) in einer richtig verstandenen Dankbarkeit Asta Nielsen gewidmet. Ringelzug muß schon so verbraucht werden, wie er ist, und in dieser Auswahl ist vieles vom Störenden weggeblieben, und man kann sich an der lauzigen Persönlichkeit und den lauzigen Versen recht von Herzen freuen.

★

Von dem Jahresbericht des „Literarischen Zentralblattes über die wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des deutschen Sprachgebietes“ liegt der 9. Jahrgang 1932 vor (Leipzig, Börsenverein). Herausgegeben ist der Jahresbericht wiederum von der sicheren Hand des Bibliothekars Dr. Hans Praesent. Er und die Namen der anderen Mitarbeiter bürgen für die Genauigkeit und in menschlichen Grenzen mögliche Vollständigkeit des dargebotenen Materials. Ein Anhang bringt das Personen- und Sachregister des Nachrichtenteils. Aufnahme haben alle wichtigeren Bücher- und Zeitschriftenaufsätze wissenschaftlichen Charakters im deutschen Sprachgebiet gefunden. Unter 16 Abschnitten sind rund 21 000 Titel wissenschaftlicher Veröffentlichungen aufgenommen. Das Buch ist zu gleicher Zeit ein guter Ratgeber über die Gebiete, die in erster Linie die Öffentlichkeit beschäftigt haben. Der Preis beträgt Mark 50,—.

★

Vom „Großen Herder“, der bekanntlich in der 4. Auflage erscheint, liegt nun der 6. Band vor. „Hochrhein bis Konsequenz“ (Freiburg, Herder & Co. Mark 38,—). Auf 1726 Spalten Text mit 70 Spalten Beilagen, vielen mehrfarbigen Stadtplanbeilagen, Kunst- und Schwarzdrucktafeln, Offset- und Tiefdrucktafeln mit zusammen 1898 Bildern, zeigt auch dieser Band die bekannten Vorzüge des großen Kulturwerkes. Wir haben bei den ersten fünf Bänden und dem großen Welt- und Wirtschafts atlas verschiedentlich die Besonderheiten in der Anlage dieses großen katholischen Werks erläutert. Auch dieser Band enthält wieder besonders interessante Beiträge, so die Biographie von Ignatius von Loyola, den Aufsatz über die Juden und den Islam und einen sehr interessanten Beitrag über die Kinder und ihre Psychologie.

★

Eine sehr nützliche Neuerscheinung ist das in Kröners Taschenausgabe erschienene „Wörterbuch der Antike“ (Leipzig, A. Kröner, Mark 5,80). Verfasser ist Professor Hans Camer, seine Mitarbeiter Dr. E. Bur und Dr. W. Schöne. Es ist gelungen, in diesem

stattlichen, 784 Seiten umfassenden Bande eine vollständige Zusammenfassung der gesamten antiken Welt und ihrer Kultur in Stichworten zu geben. Wesentlich für die Menschen unserer Tage ist, daß die Wirkungen der Antike auf das Leben unserer Zeit und Welt stark berücksichtigt sind. In dieser Beziehung ist besonders auf den Artikel von Anton Roethermel „Wirkung der Antike auf die deutsche Klassik und Romantik“ zu verweisen. Das Buch wird gerade den Eltern, die selber, dem Zuge vergangener Zeit folgend, mit der klassischen Bildung nur oberflächliche Bekanntschaft haben, sehr aber die Bedeutung ihrer Charakterbildenden Kraft für die Kinder erkannt haben, wesentliche Dienste leisten.

★

Zu dem Sammelwerk „Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart“, herausgegeben von Heinz Kindermann, schrieb der Staatskommissar Hans Sintel ein Geleitwort (Leipzig, Philipp Reclam, Mark 4,50). Hier sind Stimmen der wesentlichen, wurzelechten Dichter zusammengefaßt, die Rechenschaft ablegen, wie weit der Dichter seine Aufgabe in unserer Zeit für Volk und Staat erkannt hat. Da stehen neben Paul Ernst, von dem wir mit Wehmut seine letzte Arbeit „Das deutsche Volk und der Dichter von heute“ hier lesen, Stehr, Wilhelm Schäfer, Hans Grimm, Jakob Schaffner, Hans Carossa, Kolbenheyer, Paul Sechter, Hohlbaum, Meschenbörscher, weiter Blund, Jost, Schauweder, Bilingier, Dwinger, Waggerl, Ruth Schaumann. Neben gängigem Optimismus steht erste Mahnung bei aller Befahrung und Hinweis auf Wesentliches und Wesenhaftes. So sei das Buch willkommen.

★

Unter dem Titel „Der politische Mensch“ erschien eine Reihe von Aufsätzen Moellers von den Bruck, die im „Gewissen“, im „Spiegel“, in den „Grenzboten“, im „Tag“ und anderen Blättern in der Zeit zwischen 1916—1924 erschienen sind. (Breslau, W. G. Korn, Mark 2,80.) Es ist auch für den Kenner von Moellers Lebenswerk interessant und bedeutsam, eine, wenn auch willkürliche Zusammenfassung verstreut erschienener Aufsätze nacheinander zu lesen. In Moellers Schaffen ist nichts Zufälliges, und so ergibt sich auch aus einer solchen Zusammenstellung nur immer wieder die klare, eindeutige Linie seiner Erkenntnis und seines Strebens. Auch mit den vorgenommenen Kürzungen kann man sich einverstanden erklären, da Wesentliches davon nicht berührt ist. Fatal bleibt wiederum das

Vorwort von Hans Schwarz, dieses Missionars ohne Auftrag, der seine liebenswerte Persönlichkeit auch hierbei in den Vordergrund zu schieben versucht und, heldenhaft gegen ungenannte Kritiker anläuft, die sich eine Verfälschung von Koellers eigentlichem Bild durch ihn verbeten haben. Der Ton ist so charakteristisch, daß wir das Urteil über den Wert dieser Hansschwärzereien getrost dem Leser überlassen können.

★

In der tüchtigen Arbeit, die vom „Oberschlesier“ geleistet wird, liegen wiederum zwei Veröffentlichungen vor, die stärkste Empfehlung verdienen. „Germanische Urzeit in Oberschlesien“ mit Beiträgen von Matthes, Rajchle, Joh. Lindner, Klonek, Dreßler, Strecke, Weißer, Jahn, G. Hoffmann und anderen. Das ist exakte und vorbildliche Arbeit und in jeder Weise geeignet, durch Vertiefung in die Kunde des eignen Bodens die organische Verbindung zur Vorzeit herzustellen. (Oppeln, Oberschlesier.)

Sehr hübsch ist die Schrift von Max Luge, Wiese und Knötel zum 400jährigen Todestag von Veit Stöck, erschienen in der Schriftenreihe der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde (Oppeln, Oberschlesien). Neben der Würdigung der kunsthistorischen Bedeutung von Veit Stöck, wobei die polnische Legende auch für diesen deutschen Künstler zerstört wird, wird die Verbindung zu Schlesien geknüpft durch den Aufsatz von Paul Knötel „Auf den Spuren von Veit Stöck in Schlesien“.

★

Der Literatur-Historiker der Kölner Universität, Friedrich v. d. Leyen, der im August seinen 60. Geburtstag feierte hat eine Reihe Studien zum Ursprung und zum Leben der Dichtung unter dem Titel „Volkstum und Dichtung“ erscheinen lassen. Er hat sich selber damit die schönste Geburtstagsgabe bereitet, mit der er zugleich seine Freunde reichlich beschenkt hat. Das ist beste deutsche Arbeit, die hier geboten wird, die auf eingehendem Studium beruhend, aber bestimmt durch künstlerische Einfühlung, aus ältesten Quellen Erkenntnisse grundlegender Art für Wesen und Erprung jeder Dichtung überhaupt schöpft und die Notwendigkeit innigster und lebendigster Verbundenheit mit dem Volkstum auch auf diesem Wege erweist. (Jena, Diederichs, Mark 6,60.)

★

Von dem Verfasser des Aufsatzes im Augustheft der „Deutschen Rundschau“ „Wiederherstellung des Rechts“ Gerhard Büdlich ist in der Sammlung „Untersuchungen zur Deut-

schen Staats- und Rechtsgeschichte“ als 146. Heft eine Schrift erschienen „Die systematischen und geschichtlichen Grundlagen des subjektiven Rechts“ (Breslau, M. & H. Marcus). Rechtsfragen sollten gerade in revolutionären Zeiten im Vordergrund stehen. Diese Schrift, die in straffer geistiger Zucht geschrieben ist, bietet auch dem juristischen Laien die Möglichkeit, grundlegende Erkenntnisse über die wichtige Frage nach dem Schutze des subjektiven Rechts zu schöpfen.

★

Das große Kulturwerk von Meyers Konversations-Lexikon hat jetzt mit dem Erscheinen von Band 15, dem dritten Ergänzungsband, mit den Stichworten „Laizeit bis cz“ seinen Abschluß gefunden. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Es ist anzuerkennen, daß in den drei Ergänzungsbänden alles das seine Berücksichtigung gefunden hat, was in den ersten 12 Bänden nicht berücksichtigt werden konnte, zum Teil, weil jetzt neu aufgenommene Begriffe damals noch nicht vorhanden waren, zum Teil, weil Lücken mit eifrigem Bemühen ausgefüllt worden sind. Neue Begriffe sind z. B. Technokratie, Luftschutz und Schwingachse. Das Karten- und Tafelmateriale ist wiederum vorzüglich. Das Wesentliche des Bandes liegt aber darin, daß er einen Anhang bringt „Deutsches Reich, Nationale Revolution“, in dem mit Erfolg versucht ist, die drängenden politischen Geschehnisse der letzten Zeit in ihrer verwirrenden Fülle in den großen geschichtlichen Zusammenhang unseres Gesamtvolkes zu stellen und zu würdigen.

★

Berthold Auerbach gilt eine Untersuchung von J. M. Zwick „Berthold Auerbachs sozialpolitischer und ethischer Liberalismus“, dargestellt nach seinen Schriften. (Stuttgart, W. Kohlhammer, 6,60 Mark). Eine sorgfältige und für die Wissenschaft auch bei den heutigen Zeitläuften bedeutsame Arbeit.

Weitere Neuerscheinungen sind dem Schaffen von Dichtern unserer Zeit gewidmet. Da ist „Christian Morgensterns Leben und Werk“ von Michael Bauer (München, R. Piper & Co.), eine Biographie, die nach dem Tode von Morgensterns Freund, dessen Werk er seine letzten Kräfte widmete, von Rudolf Meyer und Margareta Morgenstern veröffentlicht wurde (Kart. 5,60 Mk., geb. 8,80 Mk.). In ihr ist neben der liebevollen Lebensbeschreibung des unvergesslichen Dichters eine Fülle von unveröffentlichten Ausschnitten aus Tagebüchern, Briefen, Aphorismen, Gedichten und Galgen-

liedern enthalten, daß das Buch für jeden Morgensternfreund eine ganz große Freude bedeutet. Besonders fein sind die Beiträge von Friedrich Kappler. Wenn uns noch etwas fehlte, unsere Liebe zu Christian Morgenstern zu vertiefen, so gibt uns dieses Buch, das 24 bisher unveröffentlichte Bildbeigaben bringt, alles, was wir dazu brauchen.

Eduard Lachmann macht in seiner Schrift „Die ersten Bücher Stefan Georges“ (brochiert 3,— Mark, geb. 4,20 Mark, Berlin, Georg Bondi) den Versuch, in einer der Würde des Gegenstandes entsprechenden inneren Haltung die ganze Bedeutung des Werkes dem Verständnis weiterer Kreise nahezubringen.

Gleichfalls erwähnenswert sind die beiden Schriften: Willi Koch „Stefan George. Weltbild — Naturbild — Menschenbild.“ (3,80 Mark, Halle, Niemeyer) und Woldemar Graf Uffkull-Spylenband „Das revolutionäre Ethos bei Stefan George“ (1,50 Mark, Tübingen, J. C. B. Mohr).

In den „Freiburger Forschungen zur Kunst- und Literaturgeschichte“ (Berlin, J. W. Hendriod) veröffentlicht Marcel Pöbé eine Schrift „Rainer Maria Rilke. Wandel in seiner Geisteshaltung“ (3,50 Mark). Die drei Schaffensperioden Rilkes werden klar gegeneinander abgegrenzt und an ihnen der Standort und die geistige Haltung des Dichters gezeigt. Das Buch ist eine Untersuchung für literarische Feinschmecker.

Das gleiche gilt von der klugen Schrift von Hermann Pongs „Möglichkeiten des Tragischen in der Novelle“, ein Sonderdruck aus dem Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft (Berlin, Weidmann). Pongs geht an seine Aufgabe heran nicht nur mit dem vollen Rüstzeug wissenschaftlicher Bildung, sondern auch mit der Gabe liebender Einfühlung. Das Problem Tragik und Epik handelt er ab an Kleist, Körner, der Drost, Grillparzer, Stifter, Keller, Storm und in der heutigen Zeit Borchardt und Hans Grimm.

★

Von Stefan Ludwig Roth, dem großen siebenbürger Vorkämpfer, ist der 4. Band seiner „Gesammelten Schriften und Briefe“ erschienen, enthaltend die Schriften aus den Jahren 1842/43 (Hermannstadt, Kraszt & Drotleff und Berlin, Walter de Gruyter). In dem Vorwort des Herausgebers Otto Solberth gibt dieser Rechenschaft über die Grundsätze, nach denen er verfuhr. Er setzt sich dabei auch mit seinen Kritikern auseinander. Der 4. Band enthält folgende Schriften „Die

Zünfte, eine Schutzschrift“, „Der Sprachkampf in Siebenbürgen“, „Untersuchungen und Meinungen über Ackerbau und Nomadenleben“, „Wünsche und Ratsschläge, eine Bittschrift fürs Landvolk“, „Der Geldmangel und die Verarmung in Siebenbürgen, besonders unter den Sachsen“. Es gibt kein stärkeres Zeugnis für die Bedeutung dieses Mannes für sein Volk als die Feststellung, daß alle seine Worte — der Klage und der Mahnung — heute wie damals ihre volle Gültigkeit haben.

★

Reclams Universalbibliothek, die sich sehr lebendig und kräftig wieder regt und auch der schönen Literatur mit billigen Ausgaben dient, bringt Hans Grand „Fort damit“ und Werner Bergengruens „Die Feuerprobe“, beide 0,75 Mark. — Von Hans Grand, dessen Schaffen erfreulicherweise jetzt auch vom deutschen Verlage stärker als früher betreut wird, erschien weiter „Um Liebe“, eine feine, um preußische Fürsten sich rankende Novelle (Wuppertal-Barmen, Werner Plaut). — Von Werner Bergengruen liegt der „Baedeker des Herzens“, dessen Titel aus verlegerischen Gründen, aber nur aus solchen, beanstandet wurde, vor als „Baedeker des Herzens“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel), in dem Bergengruen als Reiseleiter die Ergebnisse und Erlebnisse von In- und Auslandsreisen in launiger und reizender Form wiedergibt. Gewismet ist das Buch dem Bahnhofskellner in Passau, der ihn mit „geehrter Herr Reisender“ anredet hat als Strafe und Belohnung. Man könnte das Buch auch nennen „Der Dichter als Reiseleiter“.

✱

Sechs Vorträge über die Gesellschaft Jesu stellt Pater Georg Bichlmair zusammen unter dem Titel „Die Jesuiten“ (Köln, J. P. Bachem, 2,— Mark), die, gerade weil sie von einem Mitglied des Ordens selber geschrieben sind, ein organisches Bild von Gestalt und Richtung des Ordens zu vermitteln geeignet sind. D. R.

Griechische Geschichte*)

In wundervoll verhaltener und freskenhafter Darstellung wird der zuerst in kleinen Räumen großzügige Anstieg der Hellenen in Kultur,

*) Helmut Berke: „Griechische Geschichte“. Band I bis auf Perikles; Band II von Perikles bis zur politischen Auflösung. Bände IV und V der Reihe: Geschichte der führenden Völker. Freiburg, 1933. Herder & Co.

Macht und Wirtschaft, die Eigenart und Grenze des „Polis“-Begriffs gezeigt, und dann das Niedergleiten trotz mächtig erweiterten Räumen. Diese aber vermag die typische hellenische Lebensform nicht mehr zu erfüllen, zu gestalten und zu erweitern, nur mit ihrer politischen Auflösung, mit ihrem Versprühen in den Hellenismus, in die Zerstreuung hinein mit zahllosen Keimen zu erfüllen, die zuweilen auf den wunderbarsten Umwegen, wie der Graeco-Buddhismus, ins Abendland zurückkehren.

Es ist nicht leicht, nach so vielen berühmten Vorbildern auf so engem Raum eine dennoch neuartige und fesselnde Geschichte der Griechen zu schreiben, so vieles uns gerade neueste Forschungen über die Ursprünge der hellenischen Welt und ihre Frühstrahlungen jenseits des konventionellen Bildes gebracht haben. Aber was gerade diesem Teil der Geschichte der führenden Völker ihren besonderen Reiz verleiht und das Führungsmoment in Leistung und warnendem Fehlbeispiel im feinsten Sinn der Sammlung betont, das ist jene ungesuchte, meisterhafte Art der beständigen Fühlung mit der weltpolitischen Gegenwart, der Ruhanwendung namentlich auf die großeuropäischen und kleineuropäischen Zukünfte der weltpolitischen Rollenführung unseres — dem hellenischen Mikrokosmos in so vielen Zügen unheimlich verwandten — Erdteils. Wie die hellenische Welt in den Zeiten ihres Glanzes haben auch wir Europäer durch Charakterwert und Konzentration gewaltige Stöße aus den zusammengeballten Zahlenmassen weiträumiger Erdteile abwehren können, sind aber heute im Begriff, uns ihnen gegenüber durch Selbstzerfleischung wehrlos zu machen. Treiben auch wir alexandrinischen, hellenistischen Zuständen zu, ohne daß uns zuvor ein Alexander noch zu einer letzten Glanzleistung zusammenballt? Gleitet der Herrschermantel einer von uns angeregten Welt auf minder geistvolle, aber willens-einheitlichere Schultern, wie das Berve von den Griechen so lebensvoll schilbert? Diese ernststen Fragen führt ein weiser Erzieher mahnend im Beispiel vor!

Karl Zauschofer

Elsaß-Lothringen, der Rhein und das Reich*)

Der weit ausholende Aufsatz „Wirtschaft und Staat im elsäß-lothringischen Schicksal“, der das große Sammelwerk über die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens zur Reichsland-Zeit (Frankfurt a. M., 1931) eröffnet, kann jetzt durch die selbständige Herausgabe und unter treffenderem Titel zu breiterer Wirksamkeit gelangen. Prof. Spahn, durch seine Lehrtätigkeit an der einstigen deutschen Universität Straßburg mit den politischen, wirtschaftlichen und seelischen Verhältnissen des modernen Elsaß-Lothringens ebenso vertraut wie mit dessen schwerem Wege durch die Jahrhunderte der deutschen Geschichte, weist das Schicksal des Elsaß und Lothringens als „rheinisches Schicksal“ nach. Elsaß-Lothringens Erfahrungen und Wandlungen in den verschiedenartigen Phasen seiner älteren und jüngsten Vergangenheit erhalten durch die Einbeziehung in die des ganzen rheinischen Raumes und dessen Verhältnis zum Reich ein Gewicht, das eine scheinbar in Versailles und Locarno gelöste Frage in den Bereich einer Aufgabe von größter Aktualität stellt, nämlich in den „Streit um den mächtigsten Strom im Innern unseres Erdteils“, der ja jetzt im sogenannten „Frieden“ durchaus auf seiner entscheidenden Höhe angelangt ist — wenn diese Erkenntnis auch vielen guten (und weniger guten) Leuten unbequem und lästig ist. Von diesem Standpunkt aus hat man die Schlusssätze der Spahnschen Schrift zu verstehen: „Wie sich das ungeheure und tragische Schicksal des Rheins schließlich vollenden wird, dafür ist mit der raschen Vernichtung von Bismarcks staatlicher Leistung die Verantwortung ganz auf die deutsche Wirtschaft und das deutsche Volk gefallen. Das deutsche Volk muß den Strom nun schon fast im letzten Graben mit seiner Seele und seinen Leibern verteidigen und decken. Wir bestürmen die Wirtschaft, daß auch sie sehend werde und kämpfe.“

K. Brill

*) Martin Spahn: Elsaß-Lothringen, der Rhein und das Reich. Verlag Berlin-Steglitz, Heinrich Zentgraf.

Politische Rundschau

Ueber die zahlreichen Besprechungen, die in Paris zur Vorbereitung der gegenwärtigen Tagung des Völkerbundes zwischen Frankreich und England, zwischen Frankreich und Amerika abgehalten wurden, ist zur Zeit noch ein etwas geheimnisvoller Schleier gebreitet. Soweit bisher bekannt, scheinen Abmachungen zwischen den Mächten noch nicht vorzuliegen. Wenn die Genfer Tagung in Gang kommt, wird klar erkennbar werden, mit welchen Argumenten Frankreich seine Politik der Nichtabrüstung stützt. Die Vorkonferenz von Paris hatte offensichtlich den Zweck, nicht nur die französische Politik gegenüber dem neuen Deutschland festzulegen, sondern auch die anderen Großmächte auf diese Linie zu bringen. Wer die Mentalität der Sicherheitsfanatiker in Paris kennt, die natürlich immer nur an die Unsicherheit Deutschlands denken und diese konstatieren wollen, wenn sie von eigener Sicherheit sprechen, wundert sich nicht, daß die französische Presse viel von Sanktionen und von Verstärkungen Deutschlands schreibt. Es wird auf eine gute Gegenwirkung der Reichspolitik ankommen, wenn die bekannten Sanktions Tendenzen Frankreichs durchbrochen werden sollen, da die Pressebearbeitung im Ausland eine Stimmungsmache ermöglichte, die wie üblich nur gegen das deutsche Volk gerichtet war. Frankreich wünscht, wie es scheint, eine Kontrolle, die nach den deutschen Gegenvorschlägen auf alle Länder zur Anwendung kommen soll, was ja selbstverständlich ist. Bei festgestellten Verletzungen soll dann die Sanktionsmaschinerie in Gang kommen. Das ist natürlich nur einseitig gegen Deutschland gemeint. Paul-Boncour scheint seine alte Linie weiter zu verfolgen, so viel an Sicherheitsformeln vor die Abrüstungskontrolle zu bauen, daß der Zeitpunkt der Abrüstung der anderen auf den Sanft Kimmerteinstag verschoben wird. Deutschland hat ein Recht, die Abrüstung der anderen zu fordern. Wir haben aus dem Westen schon lange nichts mehr von der Dezemberformel gehört, die doch die allgemeine Gleichberechtigung festlegen sollte. Unsere Skepsis gegenüber der damaligen Lösung war voll gerechtfertigt. Es war eine Kleisterformel, mehr nicht. Vielleicht wird jetzt wieder mit solchem Eddelitt die Situation zu retten versucht, aber wie lange noch? Das deutsche Volk ist derartig an seinen gesamten Grenzen bedroht, daß seine Sicherheit aufs schwerste gefährdet wird, geschieht nicht bald eine grundlegende Aenderung der französischen

Politik. Sie wird in Genf allein nicht herbeigeführt werden können, wir halten deswegen den Zeitpunkt für gekommen, die ganze Weltöffentlichkeit in einer starken Propagandawelle mit den Problemen zu befaßen. Die Einstellung Frankreichs zum Bolschewismus dürfte die geeignete Grundlage sein.

Der große Friedensfreund Herriot hat sich in Moskau nicht nur feiern, sondern auch zum Oberst ernennen lassen. Bei der Bedeutung seiner Persönlichkeit für die französische Innenpolitik ist diese Geste besonders zu werten. Das bekannte Braunbuch und andere Erzeugnisse der Sehpropaganda der Dritten Internationale, die es wohl für notwendig hält, ihre eigene Unmenschlichkeit durch fadenscheinige „Beweise“ angeblicher Greuel in Deutschland zu veranschaulichen, hat in Frankreich ein freundliches Echo gefunden. Der erste Großwajall, die Tschechen, gibt gern den schlimmsten Sehern gegen das deutsche Volk Applaus und macht die ganze Verfeinerungskampagne mit. Polen hat Truppen in Galizien bereitgestellt. Diese und andere Tatsachen, die in einem Weißbuch der Bedrohung Deutschlands leicht nachgewiesen werden könnten, mit der Reise Herriots nach Moskau in Verbindung gebracht, zeigen deutlich, wie sich die französische Politik mit ihren Knechten ganz auf die Linie der Komintern eingestellt hat, deren Ziel, wie immer die Zerstörung der europäischen Kultur bleibt. Hier stehen also die Zerstörer und Vernichter in einer Front gegen das deutsche Volk, das sich ehrlich bemüht, den Damm gegen Asien zu halten und seine eigene Not zu bannen. Wer im Ausland noch nicht klar sehen kann oder will, der muß eben immer wieder von diesen Zusammenhängen hören. Wir glauben, daß dann allmählich ein Umschwung in der Weltmeinung eintreten wird. Daran mitzuarbeiten, halten wir für eine selbstverständliche Pflicht aller Gutgesinnten, deswegen gehen wir immer wieder auf das Thema ein, der Prozeß um den Reichstagsbrand, der weltpolitische Bedeutung erlangt hat, muß deshalb auch hier erwähnt werden.

Was bisher in Leipzig an Tatsachen geklärt worden ist, zerfällt bereits die Hauptargumente der Sehpropaganda. Wenn die Menschen, die sich in London das lächerliche Komödienspiel einer Gerichtssitzung geleistet haben, selbst noch nicht merken sollten, für wen sie tätig sind, so wird es hoffentlich der englischen öffentlichen Meinung nicht verborgen bleiben, wenn sie die Lage Deutschlands kennen

lernt. Die letzte Rede Lloyd Georges hat die Dinge richtig dargestellt. Das deutsche Volk hat wieder einmal das Odium auf sich genommen, gegen einen erbitterten Feind der Kultur sieghaften Widerstand zu leisten. Wer es in dieser Lage im Stich läßt oder gar angreift, stellt sich auf die Seite der Unterwelt und Frankreichs, das aus der Lage im Osten Europas nur seinen eigenen Vorteil ziehen will, ohne sich um Europa irgendwie zu kümmern, das immer nur genannt wird, wenn es sich um das eigene Geschäft handelt. Warum macht denn der vielberühmte Völkerbund, der sich in alles mischt, was gegen uns ausgenutzt werden kann, nicht einmal eine Enquete über die Hungersnot in Rußland? Warum schickt nicht die Welt, die sich jetzt mit vielen Würdenträgern in Genf vertreten läßt, eine Kommission in die Länder der dritten Internationale, um einmal festzustellen, von wo die Bedrohung ausgeht, die sich Frankreich jetzt wieder zu Ruhe macht? Es wird vielleicht recht interessant sein, festzustellen, wer das Braunbuch finanziert und wer das Geld für die Propagandakommission in London hergegeben hat, wer schließlich den ganzen unflätigen Propagandaapparat bezahlt, der gegen das deutsche Volk eingeseht wurde. Eine Gruppe gewiegter Journalisten würde vielleicht wegen des Sensationserfolges ihrer Arbeit bereit sein, den feinen Leuten in Genf die Vorarbeit abzunehmen.

Während der Außenminister der Tschechoslowakei in Genf am Tisch der Großen sitzt und sein Teil dazu beiträgt, die Stellung Frankreichs zu unterstützen, hat sich in dem Lande, das er vertritt, eine Klärung der innenpolitischen Lage vollzogen, die nicht übersehen werden darf. Die deutschen Parteien — die Marxisten rechnen wir nicht dazu — haben sich zu einem Volksrat zusammengeschlossen, der nun endlich eine einheitliche Vertretung des deutschen Volkstums in der Tschechoslowakei ermöglicht. Wir begrüßen als alte Vorkämpfer des volksdeutschen Gedankens diesen Zusammenschluß, der für die unbedingt notwendige Volkspolitik die Wege ebnet. Die Prager Regierung steht in offenem Konflikt mit dem Vatikan, sie will den päpstlichen Nuntius loswerden, weil er es gewagt hat, seine Beziehungen zu den Katholiken der Slowakei nach den Grundsätzen des Katholizismus einzurichten, ohne auf die Unterdrückungsmethoden Prags Rücksicht zu nehmen. Gerade der Konflikt mit der römischen Kirche, der internationale Beachtung findet, gibt den besten Anlaß, die Lage der nichttschechischen Völker im Staatsbereich der Tschechen vor einem internationalen Forum aufzurollen. Sofortige Erleichterungen werden dadurch nicht zu er-

reichen sein, es kann aber auf einer guten Rechtsgrundlage die volle Autonomie aller Volksstämme in der Tschechoslowakei erreicht werden. Die Gewährung dieser Autonomie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Schule, der Verwaltung, der Finanzen, der Wirtschaft und des Verkehrswezens ist die Voraussetzung einer Gesundung und Befriedung Mitteleuropas. Die Korruption der Regierungen und Parlamente ist ins Uferlose gewachsen; während auf der einen Seite Not und Elend ganze Provinzen aufs schwerste treffen, herrscht in Prag der größte Luxus, vor allem in den Kreisen, die auf Grund ihrer Machtstellung die Möglichkeit haben, die allgemeine Korruption auszunutzen. Wir sind der Meinung, daß nach der Einigung der Deutschen daran gegangen werden muß, die tschechischen Krisenursachen so bald wie möglich in der Weltöffentlichkeit klarzustellen und die Heilung einzuleiten. Auf welchem Wege haben wir oben bereits angedeutet.

Wenn man ans Sanieren geht, so wird man bald an dem kranken Oesterreich nicht mehr vorbeikommen. Es ist typisch, daß Frankreich die von Oesterreich gewünschten Zollerleichterungen für Holz abgelehnt hat; wer in Paris Geld schuldet und von dort politisch abhängig wird, der hat immer leistungsbereit zu sein, aber nie mit Gegenleistungen zu rechnen. Die Uebersteigerung der Machtfülle des Bundeskanzlers Dollfuß ist unnatürlich und deswegen bedenklich. Der Staatsbegriff ist infolge der politischen Entwicklung in Europa in eine Umgestaltung gekommen, er hat eine innere Verbindung mit dem Volksbegriff erfahren, die als einzig mögliche Grundlage gedeihlicher Arbeit für den Staat angesehen werden muß. Ist der österreichische Staatsbegriff an sich schon brüchig, so wird er es um so mehr, wenn er sich vom Volkstum entfernt. Wir sehen in der jetzt eingeschlagenen Entwicklung ein Abgleiten in weitere fremde Abhängigkeiten, die um so bedenklicher werden, je weniger das Volk dem Druck von selten der eigenen Regierung folgt. Am Ballhausplatz hat man Erinnerungen an die Metternichsche Zeit, daraus sollte man entnehmen, daß auf die Dauer mit Absolutismus gegen einen großen Teil des Volkes in Oesterreich nicht regiert werden kann, zumal wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse zwangsläufig schwieriger werden. Die Verluste der Sommersaison werden sich im Winter wiederholen, der Verlierer wird zuletzt die Regierung Dollfuß sein, die nicht mit den Beziehungen zum deutschen Volk im Reiche Kompensationen schaffen kann, sondern bedingungslos tun muß, was die fremden Helfer wünschen.

Italien hat seinen vor kurzem mit den Sowjets abgeschlossenen Freundschaftsvertrag inzwischen interpretiert. Danach scheint als Triebfeder für den Vertragsabschluß die Idee maßgebend gewesen zu sein, das Gelände Frankreich nicht ohne weiteres zu überlassen. Dieses Vorgehen Italiens ist verständlich. Die außenpolitische Stellung der Sowjets hat sich nicht geändert. Sie wird neuerdings ersichtbar durch eine weltreichende Propagandaaktion von russischen Emigrantenkreisen, die sich auf eine

einheitliche Linie im Zeichen des Faschismus geeinigt haben. Erfasst werden durch diese Aktion Emigranten in Amerika, in Frankreich, Deutschland und in der Mandatschutrei. Wir erwähnen diese Vorgänge, deren Bedeutung wir nicht überschätzen, weil wir immerhin hier eine Möglichkeit auftauchen sehen, für den Aufbau eines Angriffszentrums gegen die Sowjets, das auf friedlich-politischem Wege Anschauungsmaterial in den Machtbereich der Sowjets hineinträgt, das seine Wirkung tun wird. *Reinoldus.*

Vor dem Schnellrichter

Der Vatikan

glaubt heute, die Stunde für das große Einigungswerk, welches das Schisma von 1055 beenden soll, das die christliche Kirche aufspaltete in die abend- und die morgenländische, die römische und byzantisch-orthodoxe, sei schon nahe. Der Bolschewismus hat die russisch-orthodoxe Kirche zerschlagen. Sie wird kaum wieder herzustellen sein. Man hat bereits eine neue Kirchenform, einen byzantisch-slawischen Ritus geschaffen, mit dem die christlichen Völkerschaften Rußlands für die römische Kirche werden sollen. Bislang haben die Sowjets jeden Versuch des Vatikans, die Missionsarbeit in Rußland aufzunehmen, abgelehnt. Jetzt aber verlautet aus Rom, es sei mit einer baldigen Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Moskau und Vatikan zu rechnen. Der Augen, den das Sowjet-Regime aus einem Abkommen mit dem Vatikan ziehen würde, liegt auf der Hand; eine solche Anerkennung durch die katholische Kirche würde der Sowjetregierung gewaltige Schwierigkeiten in der Welt aus dem Wege räumen helfen. Wie verlautet, ist man in Moskau auch bereit, einen hohen Preis zu zahlen: die Zulassung katholischer Priester und Gottesdienste, wenigstens in einigen Gebieten. Ob allerdings die Sowjets der katholischen Kirche den Weg frei geben wollen für eine offene Missionsstätigkeit, ist zu bezweifeln. Das aber ist für Rom das Entscheidende.

Auch im Südosten Europas ist der Vatikan nicht untätig. In Rumänien und Südslawien ist die Unionsbewegung gleichfalls lebendig. In einer Erklärung der orthodoxen Theologiestudenten an der Universität Belgrad wird u. a. gesagt: „Es ist keineswegs angebracht, daß und Zwietracht zwischen Katholiken und Orthodoxen zu säen. Am allerwenigsten in einer Zeit, in der beide Kirchen und die ge-

samte Christenheit vom Bolschewismus und Rationalismus bedroht sind. Es ist hohe Zeit, daß die entzweite christliche Welt erwacht und den Weg der Einigkeit beschreitet, den Jesus selbst ihr gewiesen hat. Worte genügen nicht, man muß handeln.“ — In einem Aufsatz der Zeitschrift „Esprit de Belgrade“ wird ebenfalls der Unionsgedanke behandelt. Es heißt da: „Wenn das Jahr 1933 von den Katholiken zum Heiligen Jahr und von den Orthodoxen zum Sühnejahr erhoben worden sei, dann scheine sich damit eine Zusammenarbeit der beiden Kirchen von selbst zu ergeben. Es sei Pflicht der Slawen, sich mit der Verwirklichung dieser Zusammenarbeit zu befassen. Die katholische Kirche könne in den slawischen Ländern, wo das Volk es verlange, die altslawische Sprache im Gottesdienst einführen.“

Alles in allem: was hier geplant und vorbereitet wird, kann von historischer Bedeutung für Europa, für die ganze Welt sein, so weit sie aus dem Boden der christlichen Kirche herausgewachsen ist. Es kann den Einbruch des slawischen Geistes in Europa vorbereiten.

Der „Pehrkonkrusts“, *

die faschistische Bewegung Lettlands, ist jetzt in einer Versammlung in Riga zum erstenmal an die Öffentlichkeit getreten und hat sein Programm verkündet. Die Kundgebung stand unter dem Motto „Lettland den Letten!“ Die Trupps der Pehrkonkrusts tragen graue Hemden, sie grüßen mit erhobener Hand, ihr Ruf ist „Kampfheil!“, der Führer Gustav Zelnin. Er erklärte, der Pehrkonkrust stehe auf folgenden Grundpfeilern: Die souveräne Macht gehört dem lettischen Volke (nicht, wie es in der Verfassung heißt: dem Volke Lettlands). „Wenn wir an die Macht kommen, wird es keine Minderheiten mehr geben!“ Das lettische Volk wolle nicht die

Aktienmehrheit in einer Aktiengesellschaft der in Lettland lebenden Völker haben; es wolle alles haben, also müsse diese Aktiengesellschaft verschwinden. Zelnin unterscheidet zwei Kategorien von Völkern in Lettland. Die ersten seien Esten und Litauer, die als Nachbarnvölker gar nicht als Minoritäten gelten könnten. Die sicher kommende Gefahr für die Randstaaten würde diese Völker zusammenschmelzen und die Grenzen aufheben. Zur zweiten Kategorie rechnet Zelnin die Juden, Deutschen und andere Fremdvölker. Sie haben zu verschwinden! Der Pehrkonkrusts werde keine bolschewistischen Methoden anwenden, indem er diese überflüssigen Bewohner Lettlands erschlage, aber es gebe Mittel wirtschaftlicher Natur, sie auszurotten. Wenn kein Lette mehr bei ihnen laufe, dann würden drei Monate genügen, um sie wirtschaftlich kaltzustellen. Auf dem Wege der Gesetzgebung könne man noch ein wenig nachhelfen, dann sei es geschafft. Ausdrücklich, mit erhobener Stimme, sagte Zelnin hierzu: „Mögen die hiesigen Deutschen alle Illusionen auf ein Zusammengehen mit den „Pehrkonkrusts“ völlig fallen lassen, das kommt niemals in Frage.“ Das ist kurz und bündig ein Todesurteil: Entweder verhungern oder auswandern. Zelnin entwickelte auch, wie das zukünftige Staatsregiment aussehen soll. Der Staatspräsident ernenne das Ministerium, die Gesetzgebung solle beim berufsständischen Parlament liegen. Sonst: strenge, zentralisierte Staatsgewalt. Das Arbeitslosenproblem wollen die lettischen Faschisten durch Zwangskolonisation der überzähligen Städter lösen.



Die Berliner Theater

haben im Lauf des Septembers langsam begonnen, ihre Pforten wieder zu öffnen und unter den neuen Verhältnissen einem neuen Publikum ihre mehr oder weniger neue Kunst vorzusetzen. Es wäre unbillig, schon jetzt von ihnen reise Ergebnisse zu verlangen; das Gesamtbild aber, das man in der ersten Zeit bekommen hat, ist doch ein bißchen anders, als man es erwartet hatte. Im Staatstheater, das seine Pforten mit dem „Julius Cäsar“ Shakespeares unter Herrn Ulbrich eröffnete, wird naturgemäß noch experimentiert. Man sucht der vornehmsten Aufgabe des repräsentativen Hauses der Nation beizukommen und die Welt der Klassiker mit neuem Leben zu erfüllen, ohne schon klar zu sehen, von welchen Gesichtspunkten aus dies heute am sinngemäßesten und lebendigsten erfolgen kann. Der Intendant Franz Ulbrich versuchte von allen möglichen Stilarten aus, die Aufgabe zu lösen.

stellte in der Marc-Anton-Szene ein geschickt wieder belebtes Stück alten Meinings, zu Beginn einen strengen Klassizismus und am Schluß ein wenig landschaftlich gelöste heutige Lebensatmosphäre aufs Theater. Manches interessierte, das Ganze blieb Experiment. Und Experiment wird auch der Spielplan bleiben; man fühlt mit Recht die Verpflichtung, Dichter herauszustellen, welche die jüngste Vergangenheit vernachlässigte, ohne daß man sich heute noch bis ins Letzte mit ihnen identifizieren kann. Man sucht nach Neuem, aber man ist sich bewußt, Grundlagen legen zu können. Was das Staatstheater schon besitz, zeigte es mit der Aufführung von Friedrich Grieses „Mensch aus Erde gemacht“. Das Stück hat seine Schwächen, schwankt zwischen Bauerndrama und Barlach'schem Zwiegespräch nackter Seelen; die Aufführung war eine der stärksten von allen, die man am Staatstheater erlebt hat. Die Geschichte von dem Bauern, der seine Magd zwingt, ihn zu heiraten, obwohl sie den Knecht liebt, der den Knecht unter der Bezeichnung des Diebstahls vertreibt und am Ende die Frau doch nicht gewinnt, weil er ein Mensch aus Erde gemacht ist, einer der nur seinem Trieb folgt und nicht sehen will, daß über dem Wollen ein Sollen wächst — diese Geschichte hat trotz mancher inneren Qualitäten große Schwächen, wird da, wo das Problem eigentlich einsetzt, mehr Literatur als Dichtung und ist in ihrer Abstimmung auf einen dunkeln, schweren, lafenden Ton für einen Regisseur eine sehr schwere Aufgabe. Herr Gehling haben offenbar gerade die Schwierigkeiten gereizt; er hat es fertig bekommen, durch die Dichte seiner Inszenierung, durch die Abstimmung seines Quintetts von Stimmen eine Geschlossenheit und Einheitlichkeit zu erzielen, wie sie Gries aus sich allein nie zu geben vermocht hätte. Die Aufführung mit Herrn George als Bauer, Frau Koppenhoyer als Magd, Herrn Kappeler als Amtmann bewies, was das Staatstheater an diesem Regisseur besitzt — einen Mann nämlich, den man vor fast jedes Stück heutiger Dichtung stellen kann, einen Mann, mit dem nur Wenige ernsthaft in Wettbewerb treten können. Es wäre schön, wenn man ihm gelegentlich nicht nur Barlach und Gries und Ziese, sondern auch wieder einmal ein helles Stück Shakespeare'scher Komödien in die Hand drückte; er kann die Grazie ebenso wie die Schwere; er weiß vom Tanz soviel wie vom Spul. Um diese Seiten der Regie braucht sich das Staatstheater keine Sorgen zu machen; hier ist ein Anfang und mehr, und man kann mit ruhiger Sicherheit auf dem eingeschlagenen

Weg weiterschreiten. Ähnliches gilt von der „Volkssbühne“: die besitzt ein Ensemble und in Herrn Hilpert einen ausgezeichneten Spielleiter — den einzigen, der den Vergleich mit Sehling gelegentlich aushält. Das zeigte sich wieder bei der Eröffnungsvorstellung des Hauses mit der vortrefflichen Aufführung von Ibsens früher Komödie vom „Bund der Jugend“, die lebendig und bewegt mit Recht starken Beifall fand. Bei den übrigen Theatern aber merkt man, genau genommen, noch nichts von einer Beziehung auf die Zeit. Wer heute sich die Mühe macht, die bereits wieder eröffneten Berliner Theater einmal zu durchwandern, wird sehen, daß im Grunde alles wie immer geblieben ist. Vom Boulevard-Schwank bis zur Ehebruchskomödie, von alten Kadelburg-Stücken bis zu ebenso alten, angeblich neuen Schwänken sieht die Welt des Scheins hinter der Rampe kaum anders aus als im vorigen Winter. Ob die Stücke nun heißen „Die große Chance“ (Renaissance-Theater), „Don Juans Regemantel“ (Deutsches Künstler-Theater), „Politik der Weiberröcke“ (Komödie) oder ein später Ibsensproßling „Ein glückliches Leben“ (Theater in der Stresemannstraße). Ob sie Importen oder eigenes Gewächs sind.

In einem einzigen Stück „Robinson soll nicht sterben“ von Friedrich Forster (Komödienhaus) ist ein Versuch zu spüren, die Verbindung zur Zeit zu bekommen. Da retten Kinder die von dem verkommenen Sohne Daniel Defoës gestohlene Handschrift des „Robinson Crusoe“ seines durch eben dieses Sohnes Schuld völlig verarmten Vaters und bringen einen märchenhaft guten König wieder zurück zu seinem alten Freude Defoe. Hier ist ein Anfsatz zu zeigen, wie unmittelbar aus nationaler Literatur, wenn sie Dichtung ist, Kraft und neues Leben in junge Menschenseelen einzieht und ein ganzes Volk in seiner Jugend erwecken kann. Aber dem Verfasser lag mehr an einem happy end als an solcher Vertiefung und Einbindung in die Gegenwart.

Sonst aber war alles wie einst, und das kann ja auch kaum anders sein. Denn die Beharrungstendenzen sind gerade in einer Institution wie dem Theater notwendig, stärker als die jungen Ansätze zu einer Wandlung. Die wird sich erst sehr langsam durchsetzen können, wenn das Schicksal ihr das Glück begabter neuer Menschen gewährt, die imstande sind, das neue Leben in neue Form und neue Gestalt zu fassen. Bis dahin werden wir uns gedulden und die merkwürdige Verschollenheit ertragen müssen, die heute mehr noch als schon in der letzten Spielzeit von dem sterbenden Theater der Vergangenheit ausgeht.

Lucie Höflich

Ist vom Staatstheater in Berlin als Leiterin der Schauspielschule und zugleich auch als Mitglied in das Ensemble der Staatsbühne berufen worden. Man kann diese Nachricht nur mit voller Zustimmung begrüßen: hier wird endlich ein Unrecht gut gemacht, das die letzten Jahre einer Frau zuzügten, die zu unserm wertvollsten Besitz gehört. Lucie Höflich ist immer noch die vitalste und wesentlichste Schauspielerin nicht nur ihrer Generation, eine Kraft, wie sie ganz selten und unter dem Nachwuchs bisher in gleichem Ausmaß noch nirgendso zu sehen ist. Sie ist in den letzten Jahren in Berlin empörend behandelt worden. Sie war am Staatstheater engagiert; man stellte sie in Rollen heraus, die beschämend bedeutungslos für eine Kraft von ihrer Größe waren, und wenn man ihr erlaubte, Frau Alving zu spielen, so ließ man sie durch die Regie zugunsten des Oswald derart in den Hintergrund drängen, daß eine Groteske entstand. Der einzige, der sie gelegentlich mit Aufgaben herausstellte, die ihrer würdig waren, war Max Reinhardt; er hat immerhin ermöglicht, daß wir Lucie Höflich in der hinführenden Rolle der Frau Sibile in Samjuns Komödie „Der Teufel geholt“ sehen durften. Reinhardt kannte die überragende Kraft dieser Frau aus seiner frühen Zeit und wußte, was man ihr schuldig war. Das Nachkriegstheater wußte es nicht. Es ist vorgekommen, daß Lucie Höflich eine ganze Spielzeit lang überhaupt nicht zu sehen war. Die Zeitungen von rechts bis links haben dagegen protestiert; es half nichts. Die einzige Schauspielerin, die heute imstande ist, wirklich eine Lady Macbeth, eine Elizabeth, all die großen Gestalten der starken Frauen des klassischen Dramas hinzustellen, mußte fchern, während Kräfte, die ihr nicht das Wasser reichen können, als die großen Heldinnen des neuen Theaters gefeiert wurden. Es ist schön vom Staatstheater des neuen Preußen, daß es dieses Unrecht gut gemacht hat. Hoffentlich gibt es bald Gelegenheit, die Freude darüber Frau Höflich direkt bei ihrem Auftreten auf der Staatsbühne zu zeigen.

✱

Der Fürstprimas von Polen,

Kardinal Glond, hat auf einer Festversammlung des polnischen Festkomitees in Wien bei der 250-Jahrfeier der Befreiung Wiens eine sehr schöne Friedensrede gehalten in deutscher Sprache. Er erklärte, Harmonie und Friede sei Grundidee der polnischen Festlichkeiten zur Befreiung Wiens gewesen. Und dann sang er ein hohes Loblied

auf das friedliebende polnische Volk. Man höre: „Die Polen kennen keine Vergötterung des eigenen Volkes. Sie glauben an die Möglichkeit einer Harmonie zwischen dem, was ihnen, und dem, was jedem fremden Volkstum eigen ist.“ Die Minderheiten in Polen werden staunen, wenn sie das lesen. Noch mehr über das, was folgt: „Die Polen haben einen Abscheu vor jedem Gewaltakt, jedem blinden Fanatismus, jeglichen Falschheiten, jeglichen Theorien über Herrschaft und Sklaverei im Leben der Völker . . .“ Man möchte dem Herrn Kardinal empfehlen, sich doch nur ab und zu die polnische Presse anzusehen und zu lesen, wie da über Deutschland, das deutsche Volk und die Minderheiten geschrieben wird.

Im evangelischen Konsistorium Litauens

ist Krieg um die Führung. Der Konsistorialpräsident, ein ehemaliger Sozialdemokrat, ist hilflos. Dieser Tage ist es sogar zu einer regelrechten Prügelei in den Räumen des Konsistoriums gekommen! Man kann sich denken, in welchen Formen der Streit in der Gemeinde ausgetragen wird. Nun will der Führer der einen, der kleinsten Partei, der Prokureur des Konsistoriums ist, mit polizeilichen Mitteln eingreifen und die Gegner mundtot machen. Das evangelische Deutschtum hält sich aus diesem unchristlichen Streit heraus und beabsichtigt, in der deutschen Kirche eine eigene Führung zu bilden.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Paul Gechter, Berlin. — Dr. Eugen Diesel, Bornstedt, Marl. — Dr. Friedrich Burgdörfer, Berlin. — Hanns Pehn-Dewig, Köln. — Josef Martin Bauer, Dorfen Obb. — Professor Mario Puglisi, Rom. — Dr. Bruno E. Werner, Berlin. — Karl Ballmer, Hamburg. — Professor Dr. Otto Baschin†. — Dr. Rudolf Zesch, Berlin. — Werner Bergengruen, Berlin.

Im 60. Jahrgang veröffentlichen wir an dieser Stelle regelmäßig Zusammenstellungen von Beiträgen unserer Autoren aus früheren Jahrgängen der „Deutschen Rundschau“:

Moeller van den Bruck†

Das Recht der jungen Völker (November 1918) — Der Untergang des Abendlandes (Juli 1920) — Theodor Däubler und die Idee des Nordlichts (Januar 1921) — Otto Piper† (September 1921)

Otto Baschin†

Ziele und Erfolge der Nordpolarforschung (November 1909) — Ziele und Erfolge der Südpolarforschung (Juni 1911) — Die Eisverhältnisse des Meeres (Mai 1913) — Die Erkundung des Südpols (März 1914) — Der Krieg und das Wetter (April/Mai 1915) — Der Kanonenboomer (Dezember 1915) — Adolf Erik Freiherr von Nordenskiöld und die Polarforschung (Dezember 1932) — Bekämpfung von Erdbeben (Oktober 1933)

Eugen Diesel

Ueber die Grenze zwischen Kunst und Technik (Dezember 1928) — Grundsätzliches über die Bewertung der Technik (Februar 1930) — Spenglers Irrweg (April 1932) — Völker im Sieber (Oktober 1933) — Technische Rundschau (Dezember 1929, April 1930, September 1930, Januar 1931, April 1931)

Hans Prinzhorn†

Dom Aufbau der Persönlichkeit (Juli 1928) — Intellektuelle Rebligkeit (Februar 1929) — Mißverständnisse über den Sinn des Gegenjohes von „Geist“ und „Leben“ (September 1931) — Der Kampf um Friedrich Nietzsche (Mai 1932) — Der Kampf um Ludwig Klages (Mai 1933)

Preis jedes Heftes M. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft

Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin SW. 68

Luther=Fibel

von Paul Schütz

G a n z l. Km. 3.80

In diesem Buche spricht Luther noch einmal in unsere Zeit hinein von Gott, vom Menschen, vom Christen, von Obrigkeit, vom Kriege und vom Frieden, vom Staat, von Kirche und von Wirtschaft. Aber auch von Schöpfung und von Tod, vom Antichristen und vom Ende der Welt.

Nicht dem Studium Luthers dient diese Fibel, sondern dem Kampf um Luther als einer gegenwärtigen Macht. Sie faßt auf gedrängtestem Raum den „Luther an uns“ zusammen. Ist Martin Luther noch ein Schicksalsname der Deutschen? Rührt sein Wort noch an das Herz unserer Besten mit der Kraft jener Stimme, in der die Begegnung des Propheten mit Gott selbst sich dem Hörer bezeugt?

Diese Luthersibel will der gegenwärtigen Stunde und dem lebendigen Menschen dienen. Aus ihr spricht Martin Luther mitten hinein in unsere Zeit zu dem vielbeschäftigten Laien, dem denkenden Arbeiter und Bauern, dem jugendlichen Vorkämpfer des neuen Deutschland auf der Hochschule und in der Werkstatt. Jede andere Absicht, vor allem literarischer oder wissenschaftlicher Art, liegt ihr fern. Der Verlag hat deshalb die Herausgabe in die Hand eines Mannes gelegt, der im praktischen Gemeindepfarramt steht und seit Jahren am Kampfe um die religiöse Erneuerung in Deutschland teilnimmt.

Wilh. Gottl. Korn=Verlag, Breslau



Der Schicksalshof

Roman von Warwid Deeping

400 Seiten / In Leinen geb. RM 2.85

Carl Schünemann, Verlag, Bremen

„Ein hohes Lied auf den Beruf des Landmannes, auf sein Lebenswerk. Und mit einer Ehrlichkeit geschrieben, daß man die Menschen vor seinen Augen sieht, die hart werden in ihrer schweren Arbeit, aber innerlicher empfinden im Wirken mit und in der Natur und darum tiefere Lebensphilosophen sind als manch bücherwälzender Städter. Ein schönes Werk, das lebensrechte Menschen in die Handlung stellt und Worte für die Liebe zur Scholle zu finden weiß, die fast Sinnsprüche gleichen.“

(Börsen-Zeitung, Berlin)

„Wunderbar ist es, wie hier Herzensregungen feinsten Art und ausbrechende Leidenschaftlichkeit mit künstlerischen Mitteln behandelt werden; dies einander Suchen, Meiden, Finden ist so mannigfaltig, daß man beim Genuß der Dichtung immer in Spannung bleibt, und die schlichte, aber kräftige Natur des Landes uns poesieverklärt vor die Augen tritt.“

(Dresdner Nachrichten)

I n j e d e r B u c h h a n d l u n g z u h a b e n

In die

„Weiße Liste“

der für Berliner Volks-Büchereien empfohlenen Werke wurden die folgenden Bücher aus unserem Verlage aufgenommen:

Edgar J. Jung

Die Herrschaft der Minderwertigen,
ihre Zerfall und ihre Ablösung durch ein Neues Reich
3. Auflage (11.-15. Tsd.). Ganzleinen M. 7.60, broschiert M. 6.75

Willy Stieme

Der Krieg nach dem Kriege Halbleinen M. 3.20
Eine Bilderchronik aus Revolution und Inflation. 3. Auflage (8.-10. Tsd.)

Hans G. Weber

Der Kampf um die Saar Ganzleinen M. 5.—,
kartoniert M. 4.—

DAS MINDERHEITENPROBLEM — — DIE SCHICKSALSFRAGE EUROPAS!

Mit dem aktuellen Oktober-Heft beginnt der 7. Jahrgang.

Nation und Staat

**DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR DAS
EUROPÄISCHE MINORITÄTENPROBLEM**

In einer Zeit stärkster Spannung zwischen Volkstum und Staat ist das Minoritätenproblem zu einer der wichtigsten politischen Fragen Europas geworden. Es gibt in Europa kein Volk, dessen Beziehungen zu anderen Völkern nicht durch das Minoritätenproblem beeinflusst würden. Es gibt keinen Staat in Europa, der nicht genötigt wäre, sich mit dem Minoritätenproblem auseinanderzusetzen. Ganz besonders ist dies aber eine deutsche Schicksalsfrage.

Das Zentralorgan für alle damit zusammenhängenden politischen, weltanschaulichen und wissenschaftlichen Fragen ist die Monatschrift *Nation und Staat*, herausgegeben von den bedeutendsten Führern des Auslandsdeutentums. Sie bietet regelmäßig Abhandlungen über sämtliche Teilgebiete des Problems, streng objektive Berichte über die einschlägigen Ereignisse in allen Staaten Europas, achtundige Buchbesprechungen, eine sorgfältig bearbeitete Übersicht über wichtige Publikationen in Zeitschriften und Zeitungen, Berichte über die Behandlung des Minoritätenproblems im Völkerbund und in den internationalen Organisationen und das wichtigste Dokumentenmaterial.

Nation und Staat ist die führende Zeitschrift der Minderheiten aller Volksgruppen.

Nation und Staat ist aber auch unentbehrlich für jeden Wissenschaftler und Politiker, für jeden Gebildeten, der sich für volkspolitische Arbeit und Gedankengänge interessiert und die geschichtsbildenden Kräfte unserer Zeit ernsthaft ergründen will.

Aus dem Inhalt des Oktober-Heftes:

Nationalitätenkongress in Bern 1933.

Die Sprachenfreiheit in den »Relations privées ou de commerce«.

Dr. Oscar Wudy: „Die Minderheiten in Albanien“.

Dr. Eugenie Singer: „Die Bretonen als Volkstum einst und jetzt“.

**ERMÄSSIGTER BEZUGSPREIS: HALBJÄHRIG RM 7.50
EINZELHEFT RM 1.60 * PROBEHEFTE KOSTENLOS**

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG, WIEN, LEIPZIG

Mollen Sie
zuverlässig
unterrichtet sein?
....dann lesen Sie die

Deutsche Allgemeine Zeitung

DAS GROSSE DEUTSCHE WIRTSCHAFTSBLATT